

XX 299
19.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

2
КНИЖКА
С. С. С. С.
ИМЕНИ
В. И. ЛЕНИНА

Н. С. Ф. С. Н.

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Beratung der ASRR der Wolgadeutschen.

Illustrierte Halbmonatsschrift

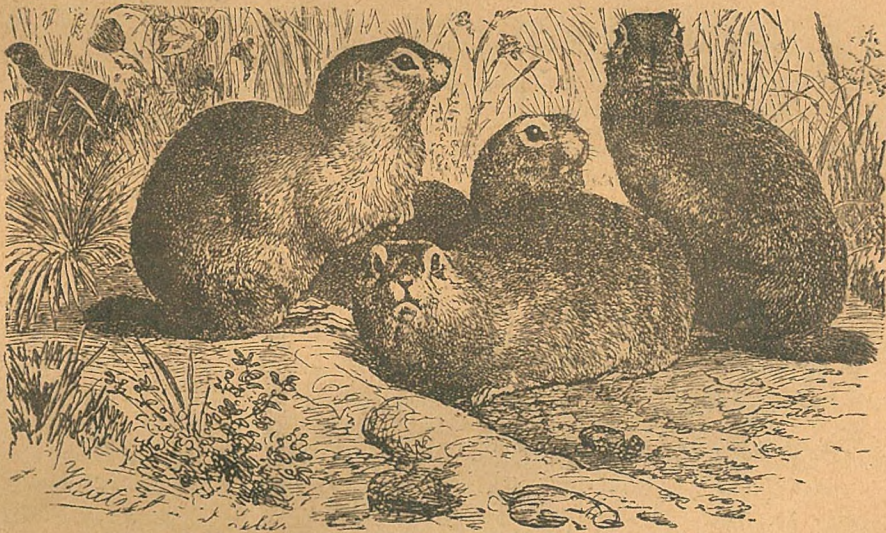
zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 17.

Pokrowsk, 15. September 1924.

Jahrgang 3.



„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал.

Орган Кооперативного Сопещания Обкома РКП (б.) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Nach dem Besuch. Von F. G.	497
Politische Rundschau	499
Wirtschaft und Wissen:	
Gen. Rykow in der Wolgadeutschen Republik	501
Die Grundzüge des Landwirtschafts der RSFSR. Von G. P. (Fortsetzung)	502
Der Kongress der Bevollmächtigten der Konsumkooperativen. Von J. S.	504
Die frühere Zuckerfabrik in Anton. Von J. G.	509
Der Tabakbau in den deutschen Wolgakolonien. Von W. Sjurjukin	511
Die Reinhardtter landw. Kreditgesellschaft. Von Ph. Sch.	512
Landwirtschaft:	
Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet. Von Heinz Rieger, Agronom (Fortsetzung)	513
Der Wald — ein Verbündeter des Landmanns gegen die Dürre Von B. Wlajow, Agronom	516
Der Milzbrand. Von G. Rapoport, Veterinärarzt	519
„Der Starrkrampf“	522
Kultur und Leben:	
Ein grünes Reis. Von R. Klein	523
Dem Licht entgegen. Von Fr. Strom. (Fortsetzung)	523
Gegen den Strom. Von Walter Born	526
Natzelekte	528
Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.	
Die Bieselmaus. Von Christoph Schneider	57
Von Südamerika nach Südosteuropa als blinder Passagier. Von B. Heim	58

Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . 60 Kop. in Gold.
Vierteljährlich 1 Rubl. 25
Fürs Ausland für 6 Monate 3 Dollar.

Anzeigen:

Die Petit-Beile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.
Fürs Ausland 15 Cents.

Nummer 17.

Botrowst, 1. September 1924.

Jahrgang 3.

Nach dem Besuch.

(После посещения.)

Von F. F.

Die ärgsten Folgen der Missernte sind bereits besiegt. Die Panikstimmung ist schon längst in das Reich der Vergessenheit gerückt, Kleinmut und Angst räumen den Platz der Zuversicht und dem Vertrauen. Die Regierungshilfe kam mit der Pünktlichkeit eines gutgehenden Uhrwerkes. Dank diesem Umstände ist unsere Saatsfläche nicht nur völlig erhalten geblieben, sondern die Winterausaat wurde sogar auf 10 — 15 Proz. erhöht. Die Samenhilfe ist nur der eine Teil der materiellen Regierungshilfe; außer 900.000 Rubl Korn wurden gegen 5 Millionen Rubel für verschiedene Hilfszwecke unserer autonomen Republik überwiesen. Es ist eine selbstverständliche Genugtuung aller Werktätigen, daß die arbeitenden Massen und die Arbeiter- und Bauernregierung in Tat und Tat für einander sind und daß die Regierungshilfe nicht Bettlerbrosamen bedeutet, sondern die natürliche Erfüllung von Pflichten, die die Regierung den vom Unglück betroffenen Arbeitenden zollt. Es ist auch zugleich ein Beweis und ein Zeugnis dafür, daß wir nach den Bürgerkriegsjahren sehr erstartet sind. Diese zwei Lehren sind für Freund und Feind gegeben, weil sie eben Tatsachen sind, die den frischen Stempel wiederholter Prüfung an sich tragen.

Wir wollen allerdings nicht behaupten, daß die Regierungshilfe alle Wunden geheilt hätte, und wir sind sehr entfernt davon, zu verlangen, das unser diesjähriges Glend in ein Paradies umge-

wandelt wird. Wir stellen eben das Grundlegende fest, nämlich, daß die lebensgefährlichen Wunden schon geheilt sind und daß unsere Wirtschaft gerettet ist. Wir tragen nicht die Hoffnung, sondern die Ueberzeugung in uns, daß die wichtigste Quelle unseres Lebens nicht ausgetrocknet ist, sondern erhalten blieb.

In der Beurteilung solch großer Fragen, wie die der Missernte und ihrer Folgen, kommt es eben auf dieses Grundlegende an. In dieser Bewertung der Frage ist die Gesamtheit der Arbeitenden einbegriffen, und es ist doch selbstverständlich, daß die Regierungshilfe nicht das Wohl von Einzelwesen in ihren engen, manchmal selbstsüchtigen Kreisen voraussetzt, sondern die Gesamtheit der ärmsten, armen und mittleren Bauern, d. h. die überwiegende Mehrheit der Dorfbevölkerung. Wir machten und machen kein Hehl daraus, daß die Hilfeleistung strenge Klassenfärbung trägt und daß die wohlhabenden Bauerngruppen aus ihr ausgeschlossen sind.

Darin stimmen uns die 99 Proz. Mehrheit der Bauernschaft zu, und in diesem Sinne hat Genosse Nylow, Vorsitzender des Rates der Volkskommissare vom Bunde der Sowetrepubliken, während seiner Rundreise am Ende August die Arbeit der Organisationen und Regierungsämter an Ort und Stelle gutgeheißen. Der Besuch des Genossen Nylow und anderer Mitglieder der Kommission, die zum Kampfe gegen die Missernte und ihre Folgen eingesetzt

wurde, ist aber nicht allein von diesem wichtigen, politischen Standpunkt lehrreich, sondern auch deswegen, weil die Frage der Verbesserung und Bervollkommnung der Bauernwirtschaft wieder in ihrer Entschiedenheit an die Tagesordnung gesetzt wurde. Ein jeder Bauer ist einverstanden, daß die Regierungshilfe, wenn sie auch die kühnsten Träume zu verwirklichen imstande wäre, noch immer nicht hinreicht, uns vom elementaren Unglück in der Zukunft, vor Wiederholung der Trockenheit zu retten. Und mag die Regierung ihre Hilfeleistung verdoppeln und verzehnfachen, es ist noch immerhin keine Versicherung gegen die Launen der Natur. Die Frage steht annähernd so: ist denn die Landwirtschaft in unserer Republik ein Kartenspiel, wo alles vom Zufall abhängt, oder kann man die Landwirtschaft als eine zielbewußte Bekämpfung der uns feindseligen Naturkräfte in den Dienst des Wohlergehens der Bauernschaft und Arbeiter stellen?

Diese Frage ist die Lebensfrage. Ihre Lösung ist die größere und bedeutendere Hälfte des Kampfes gegen die Mißernte und den Hunger. Und wenn sie vom Gen. Rykow und von uns allen gestellt wurde, so müssen wir darauf ershöpfende Antwort geben. Ackerbau ist kein Kartenspiel. Die uns gegenwärtig feindseligen Naturkräfte können und müssen bei uns ebenso erfolgreich gebändigt werden, wie sie auch anderswo, im Ausland, besiegt wurden, wo der Erntertrag der gleichen Bodensfläche 2—3-mal größer ist als bei uns. Besonders lehrreich ist die Hinweisung auf die Landwirtschaft von Nordamerika, wo die gleichen Gefahren der Trockenheit bestehen, wo aber die Trockenheit eine längst überwundene Gefahr ist, weil die Führung der Landwirtschaft an diese Trockenheitsbedingungen so erfolgreich angepaßt wurde, daß der Bauer nicht mehr Anhängsel, sondern Herrscher der Natur ist. Man sagt immer, daß der Bauer ein Mann der Tatsachen ist. Die Tatsachen besitzen eine besondere Eigenschaft der Ueberzeugung, und unser Bauer, unser Durchschnitts-Landwirt muß sich unter dem Drucke der Tatsachen überzeugen lassen, daß die uraltestlichen, teilweise vorimstulischen Formen des Ackerbaus mit neuen, wissenschaftlichen Mitteln der Wirtschaftsführung und ihrer Organisation ersetzt werden müssen.

Wir wollen aus der Not keine Tugend machen, aber wenn das Beispiel der Boaroer

Kommune „Einigkeit“ nicht anziehend und überzeugend ist, so ist die Mißernte samt ihren Ursachen und Folgen eine sozusagen gesetzliche, verdiente Erscheinung. Gen. Rykow hat diese mustergiltige Kommune mit 5000 Rubeln belohnt, weil man an dem Einzelbeispiel dieses vorzüglichen landwirtschaftlichen Kollektivs das Beispiel der heldenhaften, bewußten menschlichen Betätigung gegen Willkür und Laune der Naturbedingungen besonders anschaulich beobachtet. Die Kommune „Einigkeit“ hat dank der wissenschaftlichen Wirtschaftsführung des Vielseldersystems von einer Dessjatine 17 Pud Korn, 2000 Pud Kartoffeln, 200 Pud Hirse usw., wo die benachbarten Bauern nur 1 Pud Korn, 200 Pud Kartoffeln, 30 Pud Hirse usw. Erntertrag bekamen. Diese Ziffern sprechen dafür, daß der Mensch nur in dem Falle hilflos der Natur gegenübersteht, wenn er sich selbst verläßt. Die grundlegende Bedingung zum Uebergang zu einer vernünftigeren Wirtschaftsform ist gewiß die Melioration, d. h. die Aufbesserung des Grundes und Bodens für gewisse größere Wirtschaftseinheiten. Sie besteht hauptsächlich in dem Auffangen des Schnee- und Bodenwassers. Sie kann unter der staatlichen Regelung dieser Lebensfrage bewerkstelligt werden, und wenn unsere Regierung diesmal 14 Millionen Rub. allein für diesen Zweck verausgabt, so bedeutet es nicht nur Brotverdienstmöglichkeit der notleidenden Bevölkerung, sondern den großen Schritt zur Tat zu Umgestaltung der Bauernwirtschaften. Die zweite, unumgängliche Bedingung zum Siege über die Mißernten ist die gründlichste Aufräumung mit der verschwenderischen Wirtschaftsweise. Die großväterlichen Wirtschaftsformen gehören ins Museum, das Vielseldersystem ist das letzte Wort der agronomischen Technik. Wenn es an Kenntnissen mangelt, so sind die staatlichen Agronomen da, die dem emporstrebenden, tätigen Bauer beistehen. Ein jeder Bauer muß den Agronomen als seinen Freund und Ratgeber betrachten.

Die soziale Vorbedingung zur Verwirklichung der großen landwirtschaftlichen Umgestaltung, ja Revolution besteht eben in der Anerkennung des Aufeinanderangewiesenseins. Wie der Arbeiter und der Bauer aufeinander angewiesen sind, so sind die Bauern unter sich von einander abhängig, mit anderen Worten: wo die Mittel des einzelnen Bauers nicht hinreichen, dort soll die Bergesellschaftung, die Koope-

ration in Erscheinung treten. Das Beispiel der „Einigkeit“ leuchtet voran. Die gesunde Vereinigung der Kräfte ist ebenso wichtig wie der Reichtum an Vieh und anderen Arbeitsmitteln, und die weitere Staatshilfe kann nur landwirtschaftlichen Vereinigungen, Produktions-Kooperativen geleistet werden. Einzelne Bauern und Einzelwirtschaften sind der Aufgabe nur dann gewachsen, wenn sie kapitalkräftig sind und genügend menschliche Arbeitskräfte besitzen. Der proletarische

Staat wird kein Kulakentum großziehen; er befördert nur die vergesellschaftete Form der Arbeit auf allen Gebieten.

Diese Gedanken drängen sich nach dem Besuch des Genossen Rykow einem jeden auf, der einen Blick in Erscheinungen und ihre Zusammenhänge hat. Und wir halten es mit Faust:

„Anfangs war die Tat!“

Wohlan, zur Tat!

Politische Rundschau.

(Политическое обозрение.)

Der hartnäckigste und tatkräftigste Feind Sowetrußlands, Sawinkow, der an allen Aufständen gegen die Arbeitergewalt regen Anteil genommen hatte, gelangte unlängst in die Hände des proletarischen Gerichts. Die blutigen Spuren seiner Tätigkeit sind in allen Verbrechen gegen die Rätegewalt zu erkennen. Seine Kriegsbegeisterung zu Kerenskys Zeiten, die Anteilnahme an den Mächenschaften der Generale Kornilow, Krasnow und Kaledin, die Organisation des Aufstands in Jaroslaw, seine Hilfe den Tschecho-Slowaken, seine Arbeit für Koltischak und Denikin und die Organisation von Banden nach dem Bürgerkriege, die die Bevölkerung des Sowetbundes an der polnischen Grenze in grausamer Mordgier und Zerstörungswut überfielen, die die Eisenbahnbrücken, Fabriken usw. zerstörten — alles dieses sind nur kurze Aufzählungen seiner Schandtaten dem russischen Volke gegenüber. Und zur Ausführung dieser Schandtaten bekam er viele Millionen von den ausländischen Kapitalisten, die natürlich danach trachteten, auch Rußland in eine Kolonie zu verwandeln. Vor Gericht gestand er alle seine Verbrechen ein, versuchte aber, seine ganze Tätigkeit als das Ergebnis eines Fehlers hinzustellen. Das proletarische Gericht verurteilte ihn zur Todesstrafe, die ihm jedoch vom ZWR mit 10 Jahren Gefängnisstrafe ersetzt wurde. Seine ausländischen Freunde, die die weitere Enthüllung ihrer Schandtaten durch den reuigen Freund befürchteten, sind über die Milde der Rätegewalt enttäuscht. Sie würden lieber einen toten Freund beklagen und die Sowetregierung der Blutgier beschuldigen,

als einen Ueberläufer, in den Händen der Rätegewalt zu wissen, der jede Minute noch andere Schandtaten der Geflüchteten aufdecken kann.

In China führen nun die „Großstaaten“ — England, Amerika, Japan, Frankreich und Italien dasselbe Programm durch, das sie seinerzeit in Rußland versuchten durchzuführen. Man glaubt, die Kolonisierung Deutschlands völlig zu Ende geführt zu haben. Die deutsche Regierung hat die Feuerprobe der Unterwürfigkeit bestanden, so daß jetzt ein anderes „Arbeitsfeld“ gesucht werden kann. China zieht die Imperialisten besonders an. Seit 1911 gehen dort beinahe ununterbrochen die Revolution und der Bürgerkrieg vor sich. Eine andere Ursache zum Einmischen in die chinesischen Angelegenheiten stellt der Ungehorsam der chinesischen Regierung während des Abschlusses des Vertrags zwischen SSSR und China dar. Man befürchtet, daß die chinesische Regierung nun selbständiger und unabhängiger wird und auch von den imperialistischen Staaten Verträge verlangt, die das chinesische Volk als einen ebenbürtigen Gegner behandeln.

Die Möglichkeit zur Einmischung ist immer vorhanden. So wurde ein Agent des englischen Kapitalismus, ein chinesischer Millionär, Tschan-Lin-Pak, der größte und erbitterteste Gegner der revolutionären Regierung Sun-Zat-Sens, mit Waffen versehen, und der Kampf ging los. Gleich zu Anfang stellten die Regierungen der Großmächte ein Ultimatum an Sun-Zat-Sen, die Aufständischen in Ruhe zu lassen, widrigenfalls die ausländische Kriegsflotte gegen ihn auftreten wird.

Obgleich das chinesische Volk an freche Herausforderungen vonseiten der englischen, japanischen und amerikanischen Regierungen schon gewöhnt ist (die Einmischung in die sowjetrussisch-chinesischen Verhandlungen, die Hinrichtung chinesischer Bürger, die Bombardierung von Städten usw.), so wird es diese neue Herausforderung doch nicht ertragen. Die Empörung ist grenzenlos. Sun-Jat-Sen wandte sich an Macdonald mit einem Protest. „Die Gesellschaft zum Kampf gegen den Imperialismus“ wandte sich an die englische Arbeiterklasse mit einem Aufruf gegen die Einmischung.

Auch der Allrussische Rat der Gewerkschaften forderte die englische Arbeiterklasse auf, gegen die Vernichtung der Selbständigkeit Chinas aufzutreten. Das russische Proletariat bildete schon eine Organisation „Hände weg von China“. Den vereinten Anstrengungen des chinesischen Volkes und der Arbeiterklasse der ganzen Welt wird es gelingen, auch diesen Anschlag der Kapitalisten zu vereiteln.

Im schlechten Einklang steht diese Tätigkeit mit den süßen Reden, die in Genf über die Abrüstung gehalten werden. Macdonald und Herriot besannen sich darauf, daß sie eigentlich nur als Pazifisten an das Ruder kamen und daß sie deshalb etwas unternehmen müssen, um wenigstens in den untersten Schichten der Bevölkerung den Schein zu erhalten, als ob sie für den Frieden arbeiten. Die Völkerliga beschloß nach langen schönen Reden der beiden Tageshelden der Bourgeoisie, ein Schiedsgericht zur Entscheidung der Konflikte zwischen den einzelnen Staaten zu bilden. Dieses Gericht wird aber ein ebensolch farb- und lebloses Ding darstellen als auch die Völkerliga selbst.

Es hat eben einen besonderen Reiz, zwischen einem solchen Mittagsmahl wie Deutschland und einem Abendbrot wie China, sich mit

angenehmen Gesprächen zu beschäftigen. Sie helfen auch der Verdauung mit.

In der englischen Stadt Hull hatten sich dieser Tage die Trades Unions zu ihrem alljährlichen Kongreß versammelt. Die russische Delegation mit Gen. Tomski an der Spitze hatte zum ersten Mal Gelegenheit, auf diesem Kongreß im Namen der russischen prof. Verbände aufzutreten. Die russische Delegation wurde sehr freundlich aufgenommen. Der Kongreß sprach sich für die Vereinigung der prof. Bewegung im internationalen Maßstabe aus. Außerdem gewährte er dem Generalvorstand mehr Rechte, als ihm bisher zustanden. Durch diesen Beschluß ist der erste Schritt zur Konzentrierung der sehr zersplitterten professionellen Bewegung in England getan.

Die Menschewiki Grusiens können bis jetzt noch nicht vergessen, daß sie einst die populärste Partei im Lande waren. Sie sehen, daß die Sowetgewalt in allen Schichten der Bevölkerung immer mehr an Ansehen und Bedeutung gewinnt. Schon vor einem Jahr jagten sich auf dem Kongreß der alten Arbeiter-Menschewiki etwa 12 Tausend Arbeiter von der Menschewistenpartei los. Dieser Auflösungsprozeß ging seither unaufhaltbar vor sich. In den letzten Tagen unternahm das ausländische Zentralkomitee der Menschewiki im Einklang mit den grussischen Fürsten einen verzweifelten Aufstand gegen die Sowetgewalt. Aber ganz kläglich fiel das ganze Abenteuer aus. In der Bevölkerung fand der Aufstand keine Unterstützung. Also waren auch hier wieder die ausländischen Gelder vergeblich verpufft worden, was auch die Anstifter des Aufstandes in ihrem letzten Aufruf bestätigen mußten. Um dem vielgeplagten grussischen Volke endlich Ruhe vor dieser Bande zu schaffen, wurden 24 Anführer des Aufstandes, unter ihnen eine Reihe Mitglieder des menschewistischen Z. K. und einige Edelleute hingerichtet.





Wirtschaft und Wissen.

Gen. Rykow in der Wolgadeutschen Republik.

(Ген. РЫКОВ В НЕМРЕСПУБЛИКЕ).

Auf einer längeren Rundreise machte sich der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare des Bundes der SFR, Gen. Rykow, mit der Lage der von der Mißernte betroffenen Gebiete bekannt. Er besuchte auch unsere Republik. Im Marxstädter Kantone besuchte er in den Dörfern Boaro und Orlowskoi einige arme Bauernwirtschaften, um sich mit den Bauern selbst über ihre Lage zu unterhalten. In Boaro machte er mit der ältesten Kommune unserer Republik, der Kommune „Einigkeit“, seine Bekanntschaft. Die mustergültige Wirtschaft der Kommune machte einen großen Eindruck auf die Mitglieder der Kommission, und Gen. Rykow verlieh der Kommune eine Prämie von 5000 Rubel.

In seiner kurzen Rede, die er am 30. August in Pokrowsk vor einer begeisterten Menge Arbeiter, Angestellter und Bauern hielt, teilte er seine Eindrücke von der Lage in unserer Republik mit. Es ist von der größten Wichtigkeit für unsere Leser, die Gedanken des Gen. Rykow über unsere Lage und deren Aufbesserung kennen zu lernen. Besonders nachdrücklich betonte Gen. Rykow, die Notwendigkeit unsere Wirtschaft so zu gestalten, daß wir nicht mehr unter den Mißernten zu leiden haben. Unter anderem sagte er: „Es ist notwendig, daß das Wasser und der Schnee auf dem Territorium unserer Republik mehr ausgenützt werden. Zu gemeinschaftlichen Arbeiten haben wir in diesem Jahre 14 Mill. Abl. für alle von der Mißernte betroffenen Rayons bestimmt. Mit diesem Gelde müssen solche Arbeiten vollführt werden, die den von der Mißernte betroffenen

Bauern nicht bloß ein Stück Brot geben, sondern auch in trockenen Jahren eine Ernte garantieren.

Die zweite Maßnahme besteht darin, daß das Land besser bearbeitet und die Bauernwirtschaft anders gestaltet wird.

In der Kommune „Einigkeit“ 20 Werst von Marxstadt — davon haben sich persönlich die Mitglieder meiner Kommission überzeugt — erntet man von einer Dessjatine 2000 Pud Kartoffeln, und gleich daneben ernten die Bauern nur 200 Pud; die Kommune erntet 200 Pud Hirse, während die Bauern bloß 30 Pud ernten. Das kommt daher, weil verschiedene Wirtschaften ihr Land verschieden bearbeiten. Die Agronomen haben für Euer Gebiet ein spezielles System, die sogenannte trockene Landwirtschaft, ausgearbeitet. Sie beschreiben und beweisen sehr ausführlich, wie man das Land bearbeiten muß, damit in einem solchen Jahr wie das heurige bei euch kein Hunger entstehen kann. Und sie beweisen dies nicht bloß mit Worten, sondern auch durch Beispiele. Sowohl im Saratower und Zarizynner Gouv, als auch bei den Wolgadeutschen, im Marxstädter Kantone, gibt es Beispiele von Wirtschaften, die in diesem Jahre, wenn auch nicht eine befriedigende, so doch eine erträgliche Ernte haben, während die Nachbar-Wirtschaften nichts oder beinahe nichts ernteten. Dieses hängt von einem andern Bearbeitungs-System ab, vom Saatwechsel, vom Ackern, von dem Wert des Samens usw. usw. Gestern erwiderte mir auf diese meine Worte ein Bauer: „Gebt uns Vieh, dann wird alles gut.“ Ich sagte

ihm, daß wir uns natürlich bestreben werden, Vieh beizustellen, jedoch zu denken, daß wir diejenigen, die nicht zu einer besseren Bearbeitung ihres Landes übergehen, bis ins Endlose unterstützen werden, ist falsch. Wenn es bewiesen ist, daß die Dessjatine mehr einbringen kann, wie sie bei der jetzigen Bearbeitung einbringt, so muß die Bauernschaft eben zu einer anderen Landbearbeitung übergehen."

Aus diesen beiden Auszügen aus der Rede des Gen. Rykow muß sich jeder Bauer unserer Republik merken, daß wir nur dann Hilfe beanspruchen können, wenn wir mit vollem Bewußtsein sagen können, daß wir alles getan haben, was irgend möglich war, um eine Ernte zu bekommen. Und dieses Bewußtsein müssen wir nicht nur selbst besitzen, sondern wir müssen es jedem beweisen können, daß es wirklich so ist. Denn „unsere gemeinsame Klasse ist nicht reich. Um der notleidenden Bauernschaft diese Hilfe zu erweisen, mußten wir uns in einer ganzen Reihe unbedingt notwendiger Ausgaben einschränken und im Vergleich mit dem vergangenen Jahre die Steuer auf die Bauernschaft in den Rayonen erhöhen, die von der Mißernte nicht heimgesucht wurden. Somit wird die Hilfe für die von der Mißernte betroffene Bauernschaft, darunter auch für die Bauernschaft der Autonomen Republik der Wolgadeutschen, aus denjenigen Steuerbeträgen genommen, die wir von der Bevölkerung, also auch von der Bauernschaft, einsammeln, die noch nicht auf festem Fuß steht und sich von den Verheerungen des zarischen und Bürgerkrieges noch nicht erholen konnte.“ Eben deshalb muß die Regierung diese Hilfe sehr haushälterisch verteilen, eben deshalb sind auch die Klagen

der wohlhabenden Bauern über ihren Ausschluß von der Hilfe unberechtigt."

Weiter sprach Gen. Rykow über die Bedeutung der Kooperativen.

„Wir haben unlängst vor meiner Abfahrt aus Moskau die Preise auf Kattun, Tabak und eine ganze Reihe anderer Waren herabgesetzt. Die Verringerung der Preise geschieht zum Nutzen des Arbeiters und zum Nutzen des Bauers."

Gestern war ich im Nowousenschen Bezirk. Ich habe in den Dörfern Privatbuden und nur wenig gute Kooperativen gesehen. Der Privathändler kauft den Kattun billig an und verkauft ihn teuer. . . .

Die Industrie ist bei uns nationalisiert, und wir verringern die Preise, damit der Bauer und Arbeiter es leichter haben. Aber der Privathändler stellt sich zwischen Fabrik und Bauer und schraubt die Preise manchmal um 2-, 3-, 4-mal in die Höhe. Wir klagten die Bauern, die Waren seien zu teuer. Daran sind aber die Bauern selbst schuld. Wir können doch nicht selber die Waren jedem Bauer zustellen. Die einzige Möglichkeit, billige Ware zu bekommen, besteht darin, sich zu organisieren, eine Kooperative, zu organisieren, der wir allseitige Privilegien hinsichtlich des Kredits, Billigkeit usw. gewähren."

Wollen wir hoffen, daß wir bald unsere Landwirtschaft so gestellt haben werden, wie es uns Gen. Rykow vorgezeichnet hat.

Auch müssen wir besser beherzigen, was Gen. Rykow über die Bedeutung der Kooperativen sagte, und regen Anteil an deren Aufbau nehmen.



Die Grundzüge des Landkodex der RSFSR.

(Основные положения земельного кодекса РСФСР.)

Von E. P.

(Fortsetzung)

4.

Wir haben nun die rechtliche Lage der Bauernhöfe besprochen; als nächste Aufgabe scheint es uns, über die Vereinigung von mehre-

ren Höfen zu sprechen, die aus diesen Bauernhöfen zusammengesetzt sind, der Außenwelt gegenüber aber eine feste Einheit bilden. Die Linie des Zusammenschlusses der Einzelwirtschaften geht folgendermaßen: die Einzelwesen, die sich

gemeinsam betätigen und die nächsten Mitarbeiter zu einander sind, bilden den Bauernhof. Die Bauernhöfe, die gemeinsame und einander naheliegende Ziele und Interessen haben, bilden eine neue Einheit, und diese Einheit heißt Gemeinde. Die Gemeinde ist eine juristische Person, der im Rechtsverkehr sämtliche Rechte und Pflichten zustehen, die einer handlungsfähigen Persönlichkeit zustehen können. Die juristische Person bedeutet soviel, daß sie nicht aus einem Einzelwesen, aus einer natürlichen Person, besteht, sondern aus einer Vereinigung von natürlichen Personen. Die Gemeinde kann in ihrer juristischen Person Rechte erwerben, Verträge abschließen, Prozesse beginnen, verklagt werden, bei Staatsorganen die Interessen der ganzen Gemeinde vertreten usw. (§ 64.)

Die landwirtschaftliche Gemeinde fällt mit dem Dorfe, als administrativer Einheit, nicht immer zusammen. In der überwiegenden Mehrheit der Fälle ist zwar zwischen Dorf und Landgemeinde kein Unterschied vorhanden, aber sie können auch voneinander getrennt sein. Unser Landkoder bestimmt z. B., daß die sogenannten landwirtschaftlichen Kollektive (Kommunen und Artells; bei dem Artell sind die Anteile der einzelnen Artellmitglieder bestimmt, bei der Kommune nicht, § 105) auch eine selbständige Landgemeinde bilden, wenn sie aus nicht weniger als 15 erwachsenen werktätigen Mitgliedern bestehen. Auch jene Höfe, die aus dem Bestand einer anderen Gemeinde ausgeschieden sind, stellen eine Landgemeinde dar (§ 42, I.—II. Bemerkung). Die Landgemeinde ist eine Gesamtheit der Höfe, die gemeinsame Landnutzungen haben. Mehrere Gemeinden können sich in eine einheitliche, neue Gemeinde vereinigen oder können zur Lösung von gemeinsamen landwirtschaftlichen Aufgaben einen Verband von Gemeinden bilden. Mitglieder einer Gemeinde sind sämtliche Personen ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, die sich im Bestande der Höfe befinden, die die Gemeinde bilden. Aber vollberechtigte Gemeindeglieder sind nur diejenigen, die das 18. Lebensjahr erreicht haben, oder wenn sie auch jünger als 18 Jahre sind, aber als selbstständige Hauswirte Landwirtschaft betreiben (§ 47). Die landwirtschaftliche Gemeinde muß registriert sein, ihre Betätigung erfolgt vom Momente der Registrierung an.

Die Hauptorgane der Gemeinde sind: 1. die Vollversammlung der vollberechtigten Mitglieder, 2. die gewählten Organe. Wenn nämlich die Landgemeinde mit dem Dorfe territorial zusammenfällt, so werden Pflichten und Rechte der Landgemeinde durch den Dorfrat erfüllt und verwirklicht, wenn nicht, so durch die von der Vollversammlung gewählten besonderen Bevollmächtigten für Landangelegenheiten (§ 50). Das höchste Organ der Gemeinde, die Vollversammlung, entscheidet sämtliche Fragen, die die Gemeinde als Einheit angehen. Sie stellt fest: 1. Art und Weise der Landnutzung, 2. Aufnahme von neuen und Ausschluß von alten Mitgliedern, 3. Landstatuten, 4. Landregelung und die mit ihr verbundenen Fragen, 5. Landeinteilungen, 6. verfügt über die gemeinsamen Nutzungsarten (Wiesen, Weiden, Wälder usw.) und 7. über die freien Ländereien. An den Vollversammlungen nehmen alle vollberechtigten Gemeindeglieder teil. Die Vollversammlung erlangt gesetzmäßige Entscheidungsgewalt im allgemeinen dann, wenn nicht weniger als die Hälfte der Hofvertreter (Hauswirte) daran teilnimmt; handelt es sich aber um die Fragen der Landregelung, so müssen zwei Drittel der Hofanzahl an der Versammlung beteiligt sein. Die einfachen Fragen werden dementsprechend mit Stimmenmehrheit entschieden, die der Landregelung aber mit zwei Dritteln Mehrheit. Die Landregelungsfragen müssen im Sinne des Landkodes und der übrigen rechtsgiltigen Gesetzesverfügungen erledigt werden. Die örtlichen Gebräuche finden diesbezüglich nur dann Anwendung, wenn sie den Gesetzesbestimmungen nicht widersprechen. Es muß hier bemerkt werden, daß der Landkoder das einzige Gesetzbuch unserer Republik ist, das die örtlichen Gebräuche gestattet. Freilich darf der Gebrauch mit dem geschriebenen Gesetz in keinem Widerspruch stehen, sondern es nur ergänzen. Der Gebrauch als Rechtsquelle wird vom Landkoder außer diesem Falle noch in der Beurteilung der Frage, was als persönliches Vermögen der Hofmitglieder (§ 77) zu betrachten ist, erwähnt.

Die Kontrolle über die richtige Anwendung der Landregelungsbestimmungen wird in unserer autonomen Republik von den Kantonalabteilungen verwirklicht.

Alle Bestimmungen und Verfügungen der Vollversammlung müssen protokolliert, von

Vorsitzenden, Sekretär und der Mehrheit der Anwesenden unterschrieben werden. Dem Staate gegenüber sind nicht die einzelnen Höfe, sondern die Gemeinde als juristische Person verantwortlich. Der Gemeinde obliegt die Kontrolle über die Höfe, damit sämtliche Ländereien, die sich in ihrem Besitze befinden, zweck- und wirtschaftsmäßig benützt werden.

Die Art und Weise der Landbenutzung und -Bebauung kann der Gemeinde nicht aufgezungen werden; über diese Frage entscheidet die Gemeinde selbst (§§ 53 — 54 — 58). Dasselbe Recht steht auch den Mitgliedern der landwirtschaftlichen Kollektive zu. Da aber der Gemeinde in allen diesen Fragen eine besondere Verantwortlichkeit dem Staate gegenüber auferlegt ist, so muß sie auch die notwendigen Machtmittel in der Hand haben, um den Druck auf die einzelnen Gemeindemitglieder, die sich dem Willen der Mehrheit widersetzen, ausüben zu können. § 60 sieht so ein Recht der Gemeinde dem einzelnen Mitgliede gegenüber vor; es heißt dort: „Wenn der Bodennutznießer das Land ohne wirtschaftsmäßige Ausnützung läßt, oder wenn er seinen Grund und Boden den Gesetzesbestimmungen zuwider verpachtet, so kann ihm die Gemeinde das Bodennutznießungsrecht auf die Dauer von

einer Fruchtwechselfperiode entziehen. Beschwerden der interessierten Landnutznießer werden von den Landkommissionen entgegengenommen.“ Gleichfalls steht es der Gemeinde zu, bei den Landabteilungen zu erwirken, daß Landnutznießer, die eine bodenerschöpfende Raubwirtschaft führen, ihrer Anteile, wo die Raubwirtschaft getrieben wurde, gleichfalls auf die Dauer von einer Fruchtwechselfperiode und in Ermangelung einer solchen nicht länger als auf drei Jahre entzogen werden. Es ist selbstverständlich, daß die Ausübung der Rechte einzelner Landnutznießer nicht von der Verwirklichung der Rechte der Allgemeinheit getrennt werden kann. Darum müssen auch Maßregeln ergriffen werden, die die Interessen des Staates einerseits und die Interessen der Gemeinde und der einzelnen Wirtschaften andererseits in Einklang halten können. Derjenige, der die allgemeinen staatlichen Landkaufs- und Verkaufsverbote verletzt, muß laut § 27 des Nutzungsrechtes gänzlich und für immer verlustig gehen. Wer die wirtschaftlichen Interessen seiner nächsten Mitbürger nicht genügend achtet, wird auf eine bestimmte Dauer seiner Landnutzungsrechte entzogen. Ohne diese Maßregeln wären der Willkür und dem Eigensinn der Einzelnen Tor und Tür geöffnet.

(Fortsetzung folgt.)



Der Kongreß der Bevollmächtigten der Konsumkooperativen.

(Съезд уполномоченных потребительской кооперации.)

Von J. S.

In diesen Tagen beendigte der Kongreß der Bevollmächtigten der Konsumkooperativen, der sich seit 2 Jahren nicht versammelt hatte, seine Arbeit. Seit dieser Zeit sind natürlich im ganzen Kooperativwesen unserer Republik große Veränderungen vorgekommen. Vor 2 Jahren, im Herbst 1922, hatte die Konsumkooperation erst ihre Arbeit der Hungerhilfe beendet. Während der ganzen Periode des Hungers konnte die Gebietsverwaltung den Dorfkooperativen nur ganz geringe Aufmerksamkeit schenken. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf

den Handel mit den Außengebieten, sogar mit dem Auslande, gerichtet, um Lebensmittel in das damalige Gebiet zu schaffen. Erst nach diesem Kongreß konnte die Verwaltung ihr Hauptaugenmerk auf die Entwicklung der Dorfkooperativen lenken. Bei der neuen Einstellung der Arbeit konnte auch der Verwaltungsapparat bedeutend verkleinert werden. So stehen heute nur 84 Personen im Apparat der Gebietsverwaltung gegen 191 in damaliger Zeit, also eine Verkleinerung um mehr als 100 Proz.

Zum 1. Januar 1922 betrug die Zahl der Dorfskooperativen, die Mitglieder des Gebietsverbands waren, 84, jedoch während der Hungerzeit schrumpfte die Mitgliederzahl auf 40 zusammen. Durch die Abrundung des Gebiets und die Gründung von neuen Kooperativen erreichte die Mitgliederzahl zum 1. Oktober des Jahres 1922 wieder 99, und am 1. Januar 1923 bestanden bereits 116 Dorfskooperativen als Mitglieder des Verbands. Zum 1. Januar waren es nur noch 112, jedoch in dieser Zeit vertiefte sich die Arbeit der Kooperativen. Das Kapital der Dorfskooperativen vermehrte sich, die Bedienung der Bevölkerung wurde besser. Zu Anfang des Jahres 1924 wurde die freiwillige Mitgliedschaft

eingeführt. Diese Maßnahme hatte sehr günstige Erfolge für die Kooperativbewegung in unserer Republik. Nicht nur, daß sich die Zahl der Kooperativen vermehrt hatte, auch die Mitgliederzahl vermehrte sich nahezu in allen Kooperativen, in manchen bis zu 200—300 Proz. Eine Verminderung der Mitgliederzahl ist nicht zu vermerken. Gegenwärtig bestehen in der Wolgadeutschen Republik 115 Kooperativen, die aus den alten reorganisiert wurden, und 14, die sich nach der Einführung der freiwilligen Mitgliedschaft neu organisierten.

Das bestehende Kooperativnetz verteilt sich wie folgt auf die Kantone:

1. Marystadt.

	Seelen	Famil.	Kooper. Famil.		Seelen	Famil.	Kooper. Famil.
1. Marystadt. (M.R. st. *)				10. Ernestinendorf sch.	818	162	82
2. Kooperative bei der Fabrik „Wiedergeburt“ m.	12337	2314	320	11. Paulskoi m.	2049	331	200
3. Zug sch.	2247	394	57	12. Niedermonjou sch.	2100	436	66
4. Züriw m.	2559	429	51	13. Basel m.	2807	384	130
5. Boarc st.	3088	512	134	14. Soloturn sch.	2364	403	70
6. Unterwalben st.	1943	291	253	15. Rind sch.	1599	280	60
7. Philippsfeld sch.	835	146	92	16. Náb sch.	1472	270	92
8. Bettinger m.	2759	487	97	17. Kano sch.	1121	248	67
9. Schaffhausen st.	2352	426	120	18. Schönchen sch.	1515	316	60
				19. Hockerberg sch.	919	167	72
				20. Orlowskoi m.			

2. Fedorowka.

1. Fedorowka st.	2107	364	183	11. Gnadenflur m.	927	209	94
2. Mitrosanowka m.	1651	290	233	12. Lipowka m.	1096	180	133
3. Semenowka st.	2860	476	328	13. Erlenbach sch.	844	119	119
4. Sichelberg sch.	956	185	130	14. Michailowka m.	1250	233	121
5. Iwanowka st.	2483	456	170	15. Suetin sch.	546	82	92
6. Kaluga sch.	1819	334	146	16. Nikolajewka m.	839	145	115
7. Mius sch.	1903	345	73	17. Mannheim st.	1380	260	150
8. Rosendamm m.	2048	346	234	18. Wosnesjenka sch.			
9. Kalbino m.	1704	318	260	19. Bobowo m.			
10. Marienburg sch.	781	201	110				

3. Mariental

1. Mariental st.	4403	813	118	3. Lilienfeld sch.	1075	210	161
2. St. Urbach m.	1200	200	96	4. Rohleder m.	1322	258	150
				5. Alexanderhöf sch.	1418	240	88

*) st. — starke, sch. — schwache, m. — mittlere.

	Seelen	Famil.	Cooper. Famil.		Seelen	Famil.	Cooper. Famil.
6. Gnabendorf m.	1570	242	90	9. Weizenfeld sch.	970	177	199
7. Louis sch.	1976	320	53	10. Neu-Tarlyk m.	1898	349	130
8. Rosenfeld ft.	1299	293	175	11. Neu-Obermonjou sch.	573	122	50

4. Krasnojarsk.

1. Krasnojarsk ft.	4008	898	174	5. Hofenheim m.	2746	481	72
2. Gnders m.	1200	233	52	6. Schulz sch.	954	171	52
3. Stahl m.	1988	351	60	7. Schwed sch.	1623	280	62
4. Schäfer m.	1704	298	58				

5. Pokrowsk.

1. Pokrowsk 3M. ft.	30000	6780	3200	3. Generalskoje sch.	2252	469	114
2. Schumeika sch.	2354	511	205	4. Usmorje sch.	3889	695	244

6. Ruffus.

1. Ruffus m.	3020	346	118	4. Ostfeld m.	ohne Daten		98
2. Brabander m.	2483	578	72	5. Stahl m.	2150	359	82
3. Köppental m.	263	61	140	6. Tarlyk m.	1857	379	65

7. Krasny-Rut.

1. Krasny-Rut ft.	7490	1566	360	6. Zagobnaja sch.	1216	228	48
2. Boskresenka sch.	2911	600	201	7. Rosental sch.	1612	311	78
3. Karpjenka m.	2202	423	99	8. Katarinental sch.	665	147	91
4. Djakowka m.	4963	895	170	9. Hussenbach m.	2060	353	145
5. Loginowka m.	2122	427	56	10. Schöntal sch.	1708	297	87

8. Ballajowka.

1. Neu-Balka ft.	2754	449	582	5. Morgentau m.	1638	314	93
2. Sawinka ft.	7104	1434	330	6. Bobjanka sch.	979	171	73
3. Straßburg ft.	2754	426	119	7. Rano m.	951	161	89
4. Neu-Weimar sch.	2018	343	53	8. Blumenfeld sch.	2688	364	50

9. Staraja-Poltawka.

1. Staraja-Poltawka ft.	1585	361	487	3. Wiesenmüller m.	2469	480	135
2. Gnabentau m.	1937	336	80				

10. Seelmann.

1. Preuß sch.	2612	578	80	6. Slowatka sch.	2842	638	101
2. Warenburg sch.	4638	849	122	7. Neu-Warenburg sch.	534	110	52
3. Marienburg m.	1500	250	106	8. Hölzel sch.	1843	348	77
4. Krasny-Jar m.	3375	673	115	9. Brunnental sch.	2280	311	87
5. Seelmann ft.	6106	1244	325	10. Potemkino sch.	703	145	161

11. Solotoje.

	Seelen	Famil.	Kooper. Famil.		Seelen	Famil.	Kooper. Famil.
1. Nischnjaja Ban- nowka sch.	1054	237		3. Melotwoje m.	1452	370	123
2. Baulino m.	1652	420	31	4. Solotoje st.	5012	1072	342
				5. Rubasowo m.	746	166	53

12. Ramenka.

1. Holstein sch.	1186	237	96	5. Ramenka st.	2662	536	458
2. Rosenberg m.	1703	298	94	6. Köhler m.	2736	554	76
3. Oberdorf m.	1793	254	147	7. Stephan m.	1700	290	77
4. Semjonowka m.	3428	471	148	8. Franzosen sch.	1895	334	61

13. Balzer.

1. Schilling m.	2674	441	89	7. Mohr sch.	3333	506	97
2. Achmat sch.	1516	367	113	8. Meffer m.	3200	474	115
3. Beibed sch.	3668	622	174	9. Bobrowka sch.	707	132	110
4. Anton sch.	1813	298	67	10. Dönnhof m.	4648	996	512
5. Korka st.	6913	967	136	11. Balzer st.	9752	1580	469
6. Star-Torowka sch.	2782	567	239	12. Bauer sch.	2882	471	58

14. Frank.

1. Hussenbach st.	6400	774	239	5. Dittel m.	2880	403	107
2. Frank Chut. sch.	1124	151	97	6. Frank m.	5139	737	130
3. Walter Chut. sch.	1339	158	63	7. Peretwofinka sch.	ohne Daten		53
4. Walter Dorf sch.	2754	346	76	8. Kolb sch.	2669	369	63

Gesamtzahl und Stärke der Kooperativen in den einzelnen Kantonen.

	Stärke Kooperativen	Berein. Wirtsch.	Bediene Pers.	Mittlere Kooperativen	Berein. Wirtsch.	Bediene Pers.	Schwache Kooperativen	Bediene Pers.	Dörfer ohne Kooperativen	Einw. in diesen Dörf. (ungefähr)
Mariental	2	293	5702	4	466	5990	5	6012	7	6800
Krasnojarsk	1	174	4008	4	252	7638	2	2577	3	4800
Pokrowsk	1	3200	30000	—	—	—	3	8495	6	15800
Ruffus	—	—	—	5	575	9980	—	—	14	12000
Krasny-Rut	1	360	7490	5	470	11347	5	8112	31	15000
Ballasowka	3	1031	12612	2	182	2589	3	5685	6	7100
Staraja-Voltawka	1	487	1585	2	215	4406	—	—	13	12000
Seelmann	1	325	6106	2	221	4875	7	15452	8	8000
Solotoje	1	342	5012	3	207	3850	1	1054	21	15100
Ramenka	1	458	2662	5	542	11360	2	2881	27	36200
Balzer	3	779	20333	3	866	10522	6	13333	5	10400
Frank	1	239	6400	2	246	8019	5	8686	5	9400
Marysstadt	4	828	19720	6	580	13380	10	14990	7	13500
Fedorowka	4	831	8830	7	1290	10500	7	7500	19	12200

Aus diesen Tabellen ist zu ersehen, daß die Bedienung der Bevölkerung durch die Konsumkooperativen ganz verschieden ist. Am schlechtesten ist die Konsumkooperation in den Kantonen Pokrowsk (außer der Stadt), Staraja Poltawa, Solotoje, Ruffus und Kamenska organisiert. In Pokrowsk werden nur etwa 35 Proz. der Dorfbevölkerung von der Kooperation bedient, in Staraja Poltawa 33, in Solotoje 39, in Ruffus 45 und in Kamenska nur 31 Proz., wogegen in den Kantonen Marystadt etwa 78 Proz. und in Balzer sogar 81 Proz. der Bevölkerung bedient werden.

Also dehnte sich das Kooperativnetz auf 320,000 Einwohner oder 65 Proz. der Bevölkerung aus. Die Zahl der Wirtschaften in den Dörfern, in denen Kooperativen bestehen, beträgt 66 Proz. der Gesamtzahl der Wirtschaften unserer Republik. Im Durchschnitt kommen auf eine Kooperative 472 Wirtschaften. Sämtliche Kooperativen besitzen 2225 Mitglieder, was im Durchschnitt 178 Mitglieder auf eine Kooperative ausmacht. Die Kooperativen bedienen etwa 104,000 Einwohner der russischen und ukrainischen Nationalität und 216.000 der deutschen. Was jedoch die Mitgliederzahl anbelangt, so ist hier das Verhältnis für die deutschen Kooperativen ungünstiger — etwa 9000 gegen 13000.

Die Aufgabe der Konsumkooperation besteht hauptsächlich in der Organisation des Kooperativnetzes und der Verdrängung des Privathandels. Wie schon oben hervorgehoben wurde, wurde diese Tätigkeit in verschiedenen Zeitperioden sehr beeinträchtigt. In dieser Beziehung waren außer dem Hunger der Mangel an Kapital und die Unmöglichkeit, in der ersten Zeit für die Dorfkooperativen, irgendwelchen Kredit zu bekommen, die größten Hindernisse. Niemals hatte der Verband genügenden Kredit für seine Tätigkeit. Besonders fühlbar war dieser Mangel an Krediten zu Ende des vorigen

Jahres, wo uns alle Kreditanstalten die Kredite verweigerten. Dieses war dadurch verursacht, daß die abenteuerlichen und verbrecherischen Elemente, die sich in den Verwaltungs- und Handelsapparat eingeschlichen hatten, durch ihre verbrecherische Tätigkeit die ganze Existenz des Verbandes in Frage gestellt hatten. Durch äußersten Energieaufwand und durch die Konzentrierung aller Mittel mußte sich der Verband ohne jegliche Hilfe von außen aus dieser mißlichen Lage herausheilen. Nun ist die größte Gefahr vorüber; dieses wird auch von den Kreditanstalten eingesehen und der Verband kann nun schon Kredite auf mehr oder weniger günstige Bedingungen bekommen.

Das Aktiv des Verbandes war zum 1. Januar 1923 — 110,460 Rbl., davon 26,600 Rbl. Vermögen, und die übrige Summe — 83,800 — machte das Umsatzkapital aus. Im Jahre 1923 wurde eine Neuaufnahme des gesamten Vermögens und Warenfonds vorgenommen. Nach dieser Neuaufnahme war das Aktiv des Verbandes am 1. Januar 1924 — 184,880 Rbl., so daß die Summe des Umsatzkapitals (81831 Rbl.) auf 103,000 Rbl. stieg. Die übrige Summe setzt sich folgendermaßen zusammen: Aktiv der Wolgabautschen Bank 46,311 Rbl., Vermögen 32,760 Rbl. und Wertpapiere 2760 Rubel. Im Juli dieses Jahres müssen wir eine Verminderung des Aktives auf 168,626 Rubel feststellen; dieses kommt auf Rechnung der Preiserniedrigung im April dieses Jahres. Durch die Ausschcheidung der Bergseite in einen besonderen Rayonsverband, dem 30,000 Rbl. Umsatzkapital zur Verfügung gestellt wurden, blieben dem Verband der Republik noch 74,000 Rubel Umsatzkapital. Im Jahre 1923 verfügte der Verband über einen Kredit von 177,750 Rubel in der Staatsbank und benutzte in der Kooperativbank und im Warenkredite etwa 55,000 bis 65,000 Rubel, so daß die Umsatzmittel des Verbandes eine beträchtliche Summe ausmachten.

(Schluß folgt.)



Die frühere Zuckerrabrik in Anton.

(Презжий сахарный завод в с. Севастьяновке.)

Von J. C.

Als in den 90-er Jahren des 18. Jahrhunderts unter den Hammerschlägen der französischen Revolution der alte morsche Staatenbau Deutschlands zu sinken begann und die Unruhen auch in den Rheinlanden zunahmen, wanderten von da zwei Zwillingbrüder, der Landschaftsmaler Karl und der Porträtmaler Gerhard von Kugelchen nach Rußland aus, um ihr Glück daselbst zu versuchen.

Während der Porträtmaler Gerhard dann bald wieder nach Deutschland zurückging und sich in Dresden niederließ, blieb der Landschaftsmaler Karl in Rußland und unternahm später mit Genehmigung der Regierung eine Studienreise nach der Krim, um dort die vorzüglichsten Ansichten zu malen. Vierzig vortreffliche Landschaftsbilder, die er mitbrachte, waren die Frucht seiner Arbeit. Wahrscheinlich würde er damit sogleich nach Petersburg zurückgekehrt sein, um seinen früheren Wirkungskreis wieder zu betreten, hätte er nicht die Bekanntschaft eines Wolsker Kaufmanns und Mäzenats Slobin gemacht, der ihm verlockende Angebote machte, in ein von letzterem in Wolsk gegründeten Pensionat einzutreten. Durch die Auflösung der Pensionsanstalt und die dadurch entstandenen ökonomischen Schwierigkeiten sah Kugelchen sich veranlaßt, zu einem Unternehmen geschäftlicher Art seine Zuflucht zu nehmen. Durch die Kontinentalsperre, die Rußland mit Napoleon gegen England eingegangen war und die eine Vertteuerung der Kolonialwaren und somit auch des Zuckers in Rußland zur Folge hatte, war der Gedanke an eine Zuckerrabrik nahegelegt. Die Zuckerarmut und Teuerung sicherten die Vorteilhaftigkeit einer solchen Unternehmung. Er wählte zur Anlage der Fabrik die ihm bereits bekannte Kolonie Anton, die sich ihm, dem Landschaftsmaler, durch ihre schöne Lage inmitten außerordentlicher Naturschönheiten mit bewaldeten Anhöhen und tiefen Schluchten empfahl. Auch in praktischer Hinsicht schien die Gegend mit ihrer für den Zuckerrübenbau vortrefflich geeigneten fetten Schwarzerde im Tal sehr günstig zu sein. Arbeitskräfte gedachte er in der Kolonie selbst

und in dem nur 4 Werst entfernten Ruffendorf Akmat zu bekommen. Am 25. April 1813 erhielt er schon die obrigkeitliche Genehmigung, eine Zuckerrübenfabrik in der deutschen Kolonie Anton (Sewastianowka) anlegen und aus den Rübenresten auch Spiritus brennen zu dürfen. Im Jahre 1815 war die Fabrik soweit eingerichtet, daß sie in Gang gebracht werden konnte. Hören wir nun, was der Professor der Kasaner Universität Erdmann in seinem Werke: „Beiträge zur Kenntnis des Inneren von Rußland“ über diese Fabrik schreibt:

„Wir wurden bei unserer Ankunft (den 12. August, morgens um 8 Uhr) sehr reich von ihm (dem Maler Kugelchen) empfangen, und mit größter Gefälligkeit zeigte er uns zuerst die herrlichen Kopien seiner Landschaften, die in der Folge, dem Kaiser von ihm überreicht, in der Eremitage zu St. Petersburg aufgestellt worden sind. Sodann führte er uns in seine Fabrik, die nach Aufopferung einer Summe von mehr als 100,000 Rubel damals ihre Vollendung erreicht hatte. Zwar lieferte dieselbe noch wenig Zucker; allein davon waren mehrere zufällige Umstände schuld, unter denen besonders der Mangel an Runkelrüben seit 2 unfruchtbaren Jahren zu erwähnen verdient. Sonst waren die Proben, die ich von den Produkten derselben sah, der besten Raffinade an Reinheit der Farbe und des Geschmacks gleich.

Ich will versuchen, eine kleine Beschreibung dieser Fabrik zu geben, wie sie damals bestand, um zu zeigen, was Talente und Fleiß auch in so öden Gegenden zu schaffen vermögen. Das ganze Werk umschloß einen viereckigen Platz, welcher vor dem Wohnhause lag, und enthielt, außer den Dekonomiegebäuden und Wohnungen für die Arbeiter, die eigentliche Zuckerrübensiederei und eine Branntweinbrennerei. Zur Seite floß ein kleiner Bach, aus welchem das Wasser durch eine von Pferden getriebene Maschinerie in die Höhe gepumpt und in alle Teile der Anlage geleitet wurde. Wenn das Werk im Gange war, so wurden

die Rüben zuerst in einem, weiten hohlen Zylinder, der aus hölzernen Stäben und zwei runden Schrauben zusammengesetzt war, gewaschen, indem er in einem großen Gefäße mit Wasser um seine Achse gedreht wurde. Dann kamen dieselben auf die Reibmaschine, eine ingeniose (scharfsinnige) Erfindung des Besitzers, deren wesentlichster Teil eine mit eisernen Spitzen dicht beschlagene hölzerne Walze war, die sich in einer Kapsel um ihre Achse drehte. Durch eine besondere ingeniose Vorrichtung an derselben wurde nicht nur die Operation des Reibens an sich, sondern auch die Ausscheidung des Saftes aus der Substanz (Bestandteil) der Rüben so befördert, daß ein Gul (Sack) derselben von 8 $\frac{1}{2}$ Pud 6 bis 8 Eimer Saft lieferte. Diese Maschine zermalmte in einem Tage an 50 Gul Rüben, und der dadurch erzeugte Brei wurde in einen langen Trog gebracht und durch eine sehr schwere Walze von Sandstein vermittelt des obenerwähnten Räderwerks ausgepreßt. Dies geschah so vollkommen, daß die Substanz der Rüben nach dieser Operation in Gestalt einer dünnen trocknen Fleischlage zurückblieb. Der abgelassene Saft wurde darauf sogleich mit Kalk vermischt, eine Nacht zur Abklärung hingestellt und den Tag darauf zum Sieden gebracht. Sobald dies geschehen war, wurde er durch Tuch filtriert, dann bis zur halben Syrupdicke abgeraucht, wieder filtriert, und nochmals bis zur ganzen Syrupdicke gekocht, darauf nach abermaligem Filtrieren in breite eiserne viereckige Pfannen gegossen und in einem eigenen Zimmer bei 40 Grad R. zwei bis drei Wochen zum Krystallisieren ausgesetzt. Nach dieser Zeit wurde die Masse ausgepreßt und der so erhaltene Rohzucker, in Kaltwasser aufgelöst, mit Rindsbhut gekocht, dann abgeschäumt und nach gehörigem Eindicken in tönernen Formen gebracht. Sollte er zur höchsten Feinheit gebracht werden, so wurde er nochmals in Wasser, ohne Kalk, gelöst, mit Eiweiß gekocht und nach dem Abschäumen und Eindicken zum letzten Mal in die Formen gebracht und wie gewöhnlich mit Ton bedeckt.

Nachdem wir alles in Augenschein genommen hatten und freundlich bewirtet worden waren, machten wir mit unserem liebenwürdigen Wirt nachmittags noch einen Ausflug in

die umliegende Gegend und durchwanderten an seiner Seite liebliche, frische Täler, von walbigen Bergrücken umschlossen, die um so mehr Reiz für uns hatten, je trauriger die bisher von uns durchzogenen dürren Flächen waren.“

Ueber die weiteren Schicksale der Fabrik ist uns zurzeit noch wenig bekannt. Kügelchen finden wir später in Petersburg wieder. Die Fabrik aber in Anton vermochte sich nur schwer zu halten. Wie Professor Erdmann nachträglich bemerkt, erschienen die Kolonialwaren nach der Aufhebung der Kontinental Sperre und der Erneuerung des normalen Handelsverkehrs wieder in genügenden Mengen auf dem russischen Markte. Andererseits war die durch die vielen Kriege hervorgerufene Finanzkrisis einem Aufblühen der einheimischen Industrie durchaus nicht günstig. Die Fabrik ging in andere Hände über, und in den 40-er Jahren finden wir sie im Besitz des Grafen Bobrinsky.

Der letzte Besitzer war ein polnischer Edelmann Laskowsky. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 fiel die Möglichkeit, billige Arbeitskräfte aus dem benachbarten Ruffendorf Akmat durch den Gutsherrn heranzuziehen, weg. Als dann noch mit der Aufhebung des deutschen Kontors und der Einführung der Selbstverwaltung in den Kolonien 1871 die Gunst und Vermittlung der Kontorbeamten fehlte, von der Antoner Gemeinde günstige Pachtkontrakte auf Gemeindeländ für die Zuckerrübenplantagen zu bekommen — da waren die Tage der Fabrik gezählt. „Laskowsky“, so erzählt Bauer, „versuchte sein Werk durch den Anbau von Rüben auf Pachtländereien und durch gemietete Arbeiter fortzusetzen, mußte aber schon nach 3 Jahren die Sache aufgeben, da das Einkommen der Fabrik jährlich ein bedeutendes Defizit ergab.“

Mitte der 70-er Jahre des vorigen Jahrhunderts, nachdem die Fabrik etwas über 60 Jahre lang existiert hatte, scheint sie dann völlig eingegangen zu sein.

Dieses die äußere Geschichte der Antoner Zuckerrabrik. Ihre Bedeutung für das wirtschaftliche Leben der Gemeinde Anton und zum Teil der nächstliegenden Kolonien bedarf eines besonderen Studiums.



Der Tabakbau in den deutschen Wolgakolonien.

(Табаководство в немецких колониях Поволжья.)

Von W. Sjurjuin.

I.

Geschichte des Tabakbaues in den deutschen Kolonien des Unteren Wolgagebiets.

Mit dem Tabakbau beschäftigen sich die deutschen Kolonisten seit ihrer Ansiedelung im Unteren Wolgagebiet.

„Die ersten Tabakspantagen waren von den aus Holland eingewanderten Kolonisten angelegt worden, die sich in der Kolonie Katharinenstadt (gegenwärtig Marxstadt) niedergelassen hatten. Von hier aus hatte sich der Tabakbau in den andern Kolonien verbreitet.“*)

„Auf der Wiesenseite wurde der Tabak bereits im Jahre 1772 von holländischen Einwanderern angebaut, die sich in den Kolonien des Katharinenstädter Kreises angesiedelt hatten, von wo dieser Zweig der Landwirtschaft sich im Laufe der Zeit in den Kreisen Schönchen und Krasno-Jar und in letzter Zeit auch am Tarlyk und hier und da auf der Bergseite verbreitet hatte. Seit dem Jahre 1851 begannen auf Anregung des Verwalters des Saratower Kontors, Frese, 5 Dörfer des Ramentkaer Kreises Tabakbau zu betreiben. Gegenwärtig wird im Kreise Ramentka der Tabakbau in größerem Maße betrieben.“**)

Obengesagtes wird auch durch einen Bericht im „*Sankt-Petersburger Journal*“ für das Jahr 1805 bestätigt, worin es heißt: „Tabak wird meistens in den Kreisen Katharinenstadt und Schönchen kultiviert.“***) Und zuletzt traf der bekannte Reisende Pallas, der im Jahre 1773 Rußland bereiste, den Tabakbau bei den deutschen Kolonisten im Unteren Wolgagebiet an, wo dieser Zweig der Landwirtschaft damals in bedeutendem Maße

betrieben wurde und sich fest eingebürgert hatte. In seiner Reisebeschreibung berichtet Pallas: „Die Einwohner (deutsche Kolonisten) erhalten vom Tabakbau bedeutenden Gewinn, da sich zur Sommerzeit in dieser Gegend Ral-mückenhorben einfänden und für sich in großen Mengen den Tabak ankaufen. Der hiesige Tabak steht dem Virginer in der Güte nicht im mindesten nach und verdient es, von den Fabrikanten in das Innere des Reichs gebracht zu werden. . . Gegenwärtig befinden sich in Katharinenstadt 10 Dessj. unter Tabakskultur, in Schönchen — 20 Dessj. In Gebrauch sind zwei Sorten: breitblättriger Tabak und Tabak mit kurzen, lanzenförmigen Blättern.“*)

Was Obenerwähnte bestätigt die Tatsache, daß im Unteren Wolgagebiet die deutschen Kolonisten die Pioniere des Tabakbaues waren, und daß der Tabakbau zuerst in den Kreisen Katharinenstadt und Schönchen eingeführt wurde. Von hier verbreitete er sich anfänglich auf der Wiesenseite in den südlicher gelegenen Kolonien, und sodann drang er auf die Bergseite, wo der Akademiker Falk während seiner Reise durchs Untere Wolgagebiet Tabakfelder getroffen hatte.**)

Der hiesige Tabakbau wurde einigermaßen beeinflusst und unterstützt vom Departement für Landwirtschaft, von der Freiwilligen Oekonomischen Gesellschaft, vom Saratower Kontor der ausländischen Ansiedler und von einigen Privatpersonen, von denen in erster Reihe der Saratower Kaufmann Staff genannt werden muß. Diese Organisationen und einzelne Personen stellten den Kolonisten Samen verschiedener Tabaksorten zu und verbreiteten unter ihnen die nötigen Kenntnisse über die Kultur der einzelnen Sorten. So wurde Samen der Sorten Habanna und Virginia vom Departement für Landwirtschaft zugesandt, türkischer — von der Inspektion für die Landwirtschaft Südrußlands, ägyptischer — vom Kontor für ausländische Ansiedler, und endlich verbreitete

*) Очерк торговли г. Саратова табаком, разводимым иностранными поселенцами. Журн. Мин. Внутр. Дел за 1858 г., Март.

**) История и статистика колоний иностранных поселенцев в России. Приволжские колонии, Журн. Мин. Гос. Им. за 1855 г., июнь, стр. 127 -- 128.

***) С.-Петербургский журнал за 1805 г. № VII. Ф. Верац в своей работе: „Die deutschen Kolonien an der Unteren Wolga“ говорит, „что имеются определенные сведения о возделывании табака голландцами в 1772 г. около Екатеринбургта.“

*) Паллас. Путешествия, ч. III-ья, стр. 235 — 242.

**) Записки путешествия академика Фалька. Стр. 115. Изд. Акад. Наук. СПб. 1624. г.

Staff unter den Kolonisten Samen des Marylander Tabaks und erteilte die nötigen Instruktionen, wie diese Tabaksorte behandelt werden muß.

Der Einfluß Staffs auf die Verbreitung des Tabaksbaues war ziemlich stark. Seine sachkundige und aktive Propaganda für diesen Landwirtschaftszweig, sein in großem betriebener Handel mit örtlichen Tabaksorten und die Einführung der fabrikmäßigen Bearbeitung des Tabaks in Saratow übten einen großen und sehr günstigen Einfluß auf die Entwicklung des Tabaksbaues im Unteren Wolgagebiet, richtiger unter den Wolgakolonisten, aus.

Während der letzten Jahre ging die Entwicklung des Tabaksbaues in unsern Kolonien, im allgemeinen, normal vor sich, obgleich auch hier Perioden der Verminderung oder Vergrößerung der Flächen des Tabaksbaus sich bemerkbar machten.

Für die Geschäfte der Entwicklung des

Tabaksbaus im Unteren Wolgagebiet müssen folgende Momente für wichtig angesehen werden:

Die Einführung der neuen Akzisregeln im Jahre 1881 und die Revolutionsjahre 1918—22.

Infolge der Akzisregeln von 1881 hatte sich der Tabaksbau in unsern Kolonien bedeutend vermindert, jedoch gelangte die Tabakproduktion nach einigen Jahren wieder zur gewesenen Höhe.

Die Jahre 1918—22 hatten zur Folge, daß der Tabaksbau, wie auch alle andern Zweige der Landwirtschaft, bedeutend zurückging. Gegenwärtig werden jedoch neue Schritte unternommen, um den Tabaksbau auf die nötige Höhe zu bringen.

In diesem Jahre machen die Einnahmen vom Tabaksbau in den Kantonen Marzstadt und Krasnojarsk einen bedeutenden Teil des ganzen Haushalts der Kolonisten aus und spielen eine große Rolle im Kampfe gegen den Hunger und im Wirtschaftsaufbau.



Die Heinharter landwirtschaftliche Kreditgesellschaft.

(Осиновское сельско-хозяйственное кредитное Товарищество.)

Von H. Sch.

Sie wurde am 17. Februar 1922 gegründet. Anfangs war es eine schwache Organisation, die nur aus 25 Mitgliedern bestand. Doch bald überzeugten sich viele Bauern, daß sie ohne die Kooperative ihre Wirtschaft nicht heben können, und zum Juni dieses Jahres erhöhte sich die Zahl der Mitglieder auf 85. Die meisten Mitglieder waren pferdelos, doch wurden von der Gesellschaft 14 Pferde und 2 Kamele angekauft, die sie unter die pferdelosen Mitglieder verteilte, wodurch ihre Zahl verminderte. Außerdem verabrichtete die Gesellschaft ihren Mitgliedern 885 Rubel zum Unterhalt des Viehes, und erwartete noch

2 Mähmaschinen, 1 Sämaschine und 20 Kub Selektionsweizen.

Die Gesellschaft erhielt auch die Kommission zum Tabakankauf für den Volkswirtschaftsrat und eröffnete einen Handel, damit die Mitglieder nicht bei Privathändlern zu kaufen brauchen, da bisher im Dorfe keine Handelskooperative bestand.

Die Gesellschaft wird diesen Herbst noch 5 Dessjatinen Land bearbeiten, um dieses Land durch die Hilfe des Verbandes im Frühjahr mit selektiertem Weizen zu besäen. Auch wird noch zu gleicher Zeit eine Tabakplantage angelegt.





Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet.

(Культура винограда в Нижнем Поволжье.)

Von Heinrich Rüger, Agronom.

(Fortsetzung.)

Die Wahl des Ortes und die Bodenbearbeitung für den Weinbau.

In der Regel muß bei uns im Unteren Wolgagebiet bei der Wahl des Ortes für den Anbau der Tafel- und Weinsorten des Weinstocks den südlichen und südwestlichen Hängeln der Vorzug gewährt werden; in Ausnahmefällen können hierzu auch südöstliche Abhänge benutzt werden, wenn sie vor Winden geschützt sind. Ein Abhang ist beim Weinbau erwünscht und notwendig, da an ihm im Frühling der Schnee eher schmilzt und der Wärmegrad im Sommer bedeutend höher ist als an ebenen Stellen. Auch die Morgenfröste im Frühling sind an den Abhängen weniger verderblich als irgendwo anders, da die kalte Luft infolge ihrer Schwere in die Vertiefungen hinabsinkt, daß die Pflanzen an den Abhängen beinahe gar nicht von den Morgenfrösten zu leiden haben. Die Nähe solcher bedeutender Flüsse wie die Wolga übt auch einen großen Einfluß auf den Wärmegrad der Luft aus. Bekanntlich kühlt die Luft eher ab als das Wasser. Dies hat zur Folge, daß in hellen Nächten, nach denen Morgenfröste zu erwarten sind, die kalte Luft den Abhang ins Tal hinabsinkt und sich an der Oberfläche des Wassers erwärmt, um als leichte warme Luft den Abhang wieder hinaufzuziehen. Davon gibts Nebel, der das ganze Tal einhüllt und die Morgenfröste abhält. Deshalb werden an den Ufern

der Wolga von April bis September einschließlich nur sehr selten Morgenfröste beobachtet. Besonders stark fällt diese Erscheinung an solchen Plätzen auf, wo ein Hügel den Weingarten vor der kalten Luft schützt. Diesen Bedingungen entspricht besonders das breite Tal, das sich dem rechten Wolgaufer entlang von Zarizyn nordaufwärts hinzieht. Und dies umsomehr, da hier bei sehr hohem Wärmegrad während des Sommers auch die Monate April, Mai und September warm sind, und Morgenfröste als eine sehr seltene Erscheinung bezeichnet werden können. In diesem Tal sind Tomaten, Melonen, Gurken, Arbusen und Hirse sehr verbreitet. Die meisten Anlagen von Obstgärten sowie auch die besten Obsternten sind auf beiden Seiten der Wolga zu finden. Für solche wärmeliebende Pflanzen, wie der Weinstock ist das Wärmeaufnahmevermögen des Bodens, und somit die Tiefe seiner Erwärmung, von hervorragender Bedeutung. Schwarzerde und Lehm halten die Wärme nicht so gut als Sand und Steinboden. Schwarzerde und Lehm erwärmen sich schnell, kühlen aber auch ebenso schnell wieder ab; Sand und Steinboden hingegen kühlen nur sehr langsam ab. Deshalb sind die südlichen Abhänge mit Kreide-, Sand-, Kalk- oder Steinboden besonders warm. Es ist ratsam, für einen Weingarten einen Platz zu wählen, der von kahlen Abhängen, Sandflächen oder Felsen umgeben ist. Inbetreff der Feldgewüse (Bachtchu) wird dies schon längst be-

rücksichtigt. Im Norden werden sie ausschließ-
lich auf Sand- und Mergelboden und nie auf
lehmhaltigem Boden angelegt; letzterer kann
für besagten Zweck nur in warmen Gegenden
wie z. B. bei Astrachan benutzt werden. Von
den Gärtnern ist schon längst anerkannt wor-
den, daß umliegende Sandflächen beschleunigend
auf das Ausschlagen der Bäume und auf das
Reifen der Früchte einwirken. Wojeskow weist
in seiner Broschüre „Der Weinbau nördlich
von der gegenwärtigen Grenze des industriellen
Weinbaus“ auf Fälle hin, da er im Gouv.
Simbirsk auf Gemüsesfeldern, die von Sanddünen
umgeben waren, noch im Oktober Arbusen-
blätter vorgefunden hatte, die vom Frost unbe-
schädigt geblieben waren, wogegen das Laub
der Arbusenanpflanzungen auf Schwarzerde und
lehmhaltigem Boden schon im September vom
Frost vernichtet worden war.

Ein Weingarten sollte nie im Tal, über-
haupt in Niederungen angelegt werden. Es
muß damit gerechnet werden, daß die abge-
kühlte Luft ins Tal hinabsinkt, ununterbrochen
mit den oberen kalten Erdschichten des Tales
in Berührung bleibt und infolgedessen noch
kälter wird. In hellen kalten Nächten ist die
Luft am Erdboden um 1° und mehr kälter
als auf einer Höhe von etwa 10—12 Wersch.
über ihm. Bei wolkenbedecktem Himmel, Nebel
und dergl. verschwindet dieser Unterschied gänz-
lich. Diese Erscheinung erklären auch die Maß-
nahmen der Gärtner im Kampfe mit den
Nachtfrostern während der Blütezeit. Sie ver-
breiten nämlich im ganzen Garten einen dichten
Rauch, so daß die Luft im Garten sich
nicht abkühlen kann. Liegt jedoch der Garten
auf einem sanften Abhang, so braucht sich der
Gärtner in dieser Hinsicht nicht im geringsten
zu beunruhigen. Manche Täler in der Krym
und in Bessarabien werden als für den Wein-
bau gänzlich unbrauchbar angesehen, da die
Morgensfröste nicht nur die Blüten, sondern auch
die jungen Sproßlinge schädigen. Aus allen
oben erwähnten Gründen ist es in unserer
Gegend nicht ratsam, Weingärten an solchen
Stellen anzubauen, wo die kalte Luft keinen
Abzug hat. Auch sogar ein ganz leichter Ab-
hang ist besser als eine ebene Stelle.

Es gibt selbstverständlich auch kalte Luft-
wellen, wie z. B. im J. 1913, die alles ver-
nichten. Und es ist sehr schwer, sich vor ihnen
zu schützen. Sie sind zwar in unserm kontinen-

talen Klima ein unumgängliches Uebel, treten
aber nur verhältnismäßig selten auf. Deshalb
darf beim Anbau eines Weingartens mit die-
sem Uebel nicht so sehr gerechnet werden; alle
andern Bedingungen müssen jedoch umso ern-
ster durchdacht werden. In erster Reihe muß
ein guter passender Abhang gewählt werden.
Ist dies geschehen, so kann das Planieren vor-
genommen werden.

Ich erwähnte bereits, daß der Weinstock
auf den verschiedensten Bodenarten gedeihen
kann. Es darf jedoch dabei nicht außer acht
gelassen werden, daß das Wachstum und die
Güte der Frucht im hohen Maße von den
Eigenschaften und Beschaffenheiten des Bodens
abhängen. Ueberhaupt kann als Regel gelten,
daß ein leichter oder halbfester Boden, der sich
leicht erwärmt und die Wärme aufbewahrt, der
die Feuchtigkeit in einem solchen Maße auf-
nimmt, wie sie zum Wachstum jeder Pflanze
unbedingt nötig, für das Gedeihen des Wein-
stocks geeignet ist. Das Wachstum auf solchem
Boden ist zwar nur mäßig, aber die Früchte
können von hohem Werte sein. Die Bodenfar-
bung ist ebenfalls von großer Wichtigkeit für
das Wachstum des Weinstocks. Es ist schon
längst beobachtet worden, daß die Wurzeln des
Weinstocks sich im dunkeln, rötlichen oder
braunen Boden viel schneller entwickeln als im
hell gefärbten, und daß eine dunkle Boden-
färbung günstig auf die Vermehrung des Zucker-
gehalts der Beere einwirkt. Jedoch oben wurde
schon erwähnt, daß bei dunkler Bodenfärbung
die Nutzen der schädlichen Wirkung der Morgen-
fröste mehr ausgeföhrt sind. Beim Anlegen eines
Weingartens muß alles dieses berücksichtigt
werden. Steine und Gries sind im Boden er-
wünscht, da sie die Fähigkeit der Wärmeauf-
nahme des Bodens erhöhen. Auf steinigem Bo-
den angepflanzte Weinstöcke zeigen zwar kein
starkes Wachstum und keine besondere Frucht-
barkeit, dafür sind die Früchte aber von hohem
Werte. Die erwärmten Steine übergeben ihre
Wärme den Früchten, die dadurch schneller und
besser ausreifen.

Ist ein passender Platz für den Wein-
garten ausgesucht, so muß darauf eine ent-
sprechende Bodenbearbeitung folgen, die in der
Lockerung der oberen Erdschicht besteht, in der
sich die Wurzeln der Stöcke verbreiten. Auf
einem gut vorbereiteten Boden entwickelt der
Stock in kurzer Zeit ein gutes, starkes Wurzel-

system. Der Weinstock gehört zu denjenigen Pflanzenarten, deren Wurzeln tief in die Erde eindringen. Deshalb kann der Weinstock sich nur in einem tief aufgelockerten Boden schnell entwickeln (vergleiche Schick und Reich). Die für den Weinstock notwendige Bodenbearbeitung besteht im Rigolen (tiefem schichtenweisen Umgraben), das entweder die gesamte Anbaufläche oder auch nur in arschinbreiten Erdstreifen den Reihen entlang ausgeführt wird. Das Umgraben der gesamten Gartenfläche muß vorgezogen werden, da es für die gleichmäßige Entwicklung der Stöcke von besonderer Bedeutung ist. Die Wurzeln dringen leicht und gleichmäßig in den Boden, verbreiten sich nach allen Richtungen und erzeugen einen gesunden Stock. Die Streifenbearbeitung steht der ersteren in vielem nach, jedoch auch sie wirkt auf die Dauerhaftigkeit der Stöcke gut ein. Besonders wichtig ist das tiefe Umgraben des Erdbodens in unserem Klima, wo die Pflanzen die Feuchtigkeit in genügender Menge nur in bedeutender Tiefe finden können. Der Boden muß 12—16 Bereschok tief gelockert werden.

Beim tiefen Umgraben muß die Beschaffenheit des Bodens und des Untergrunds in Rücksicht genommen werden. Hier kommt folgendes in Betracht:

1. Der Boden liegt auf einem unfruchtbaren Untergrund, der nur unter der Einwirkung des Regen- und Schneewassers, der Luft und der Kälte in einen fruchtbaren Boden verwandelt werden kann. Um diese Einwirkung zu ermöglichen, wird ein Kanal (S), dessen Tiefe bis zum Untergrunde reicht, ausgegraben und die ausgegrabene Erde zur Seite geworfen. Der Untergrund (SS) wird umgegraben, und in den Kanal kommt die obere Schicht des nächsten Streifens (P); auf diese Weise wird sodann ein zweiter Erdstreifen bearbeitet usw.

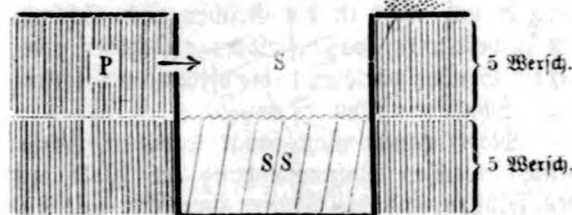


Abb. Nr. 12.

Das Rigolen des Bodens.

2. Wenn der Boden durch die Mischung mit dem Untergrund, verbessert werden kann. In diesem Falle wird die zweite Erdschicht mit der ersteren vermischt.

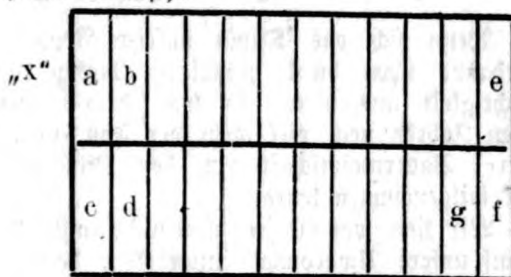


Abb. Nr. 13.

Einteilen des Weingartens beim Rigolen.

Diese Arbeit wird folgendermaßen ausgeführt: Die gesamte Gartenfläche wird in Querstreifen geteilt, wie dies die Abb. 13 zeigt. Sodann erfolgt die Teilung der Gartenfläche in zwei gleiche Längshälften. Darauf beginnt das Umgraben. Aus dem Streifen „a“ wird die Erde links daneben gelegt „x“, darauf wird die lose Erde, die vom ersten Spatenstich übriggeblieben ist, ebenfalls herausgehoben, und der zweite Stich in die Tiefe gegraben; diese Erde wird neben die zuerst herausgehobene gelegt und die lose auf dem Boden des Grabens liegende Erde unberührt gelassen. Auf ebensolche Weise wird dann die Erde vom Streifen „b“ in den Graben „a“ geworfen usw. bis zum Ende des Landstücks; der letzte Streifen „c“ wird mit der Erde aus dem Streifen „f“ angefüllt, wobei die Erde mittels eines Tragebretts oder eines Karrens überführt wird. Sodann wird die Arbeit vom Streifen „g“ bis „c“ erledigt. Letzterer wird mit der Erde „x“ aus dem Streifen „a“ angefüllt. Ist es notwendig, das Erdreich auf eine größere Tiefe aufzulockern, so wird der Boden des Kanals noch einen Stich tiefer umgegraben, die Erde jedoch, unten liegen gelassen. Letzteres Verfahren zeitigt überaus guten Erfolg, denn die Erde bleibt bis jahrzehntelang und darüber locker. „Sogar während eines ganzen Jahrhunderts erreicht der S rigolte Boden die vorherige Festigkeit nicht, die er während einer ganzen geologischen Periode erhalten hat“, schreibt H. J. Schröder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald — ein Verbündeter des Landmanns gegen die Dürre.

(Лес — союзник земледельца против засухи).

Von B. Wlasow, Agronom.

Wenn sich das Klima unserer Republik überhaupt schon durch ständigen Mangel an Feuchtigkeit auszeichnet, so war dies in den letzten Jahren noch viel mehr der Fall, so daß unsere Bauernwirtschaft von den Mißernten stark mitgenommen wurde.

Wir sind zwar bis jetzt noch nicht imstande, so auf unsere Umgebung einzuwirken, daß die großen Wasserbehälter der Luft mehr Feuchtigkeit abgeben, und daß diese Feuchtigkeit in Form von Regen und Schnee wieder in genügenden Mengen zur Erde niedergeht. Aber die zur Erde niedergegangene Feuchtigkeit können wir sammeln und erhalten. Um so größer muß unsere Sorgfalt sein, um die geringe Menge Feuchtigkeit, die wir bekommen, auch aufzubewahren und zweckmäßig zu verwerten.

Da die Pflanzen die ihnen nötigen Nährstoffe dem Boden entnehmen, so müssen diese Nährstoffe vom Wasser aufgelöst werden, damit sie von den Saugwurzeln der Pflanzen aufgesogen werden können. Deshalb muß man darauf bedacht sein, daß dem Boden mehr Feuchtigkeit erhalten bleibt; denn davon hängt die Möglichkeit der Pflanzen ab, ihre Nährstoffe aufzunehmen.

Es sind viele Methoden bekannt, um das Schneewasser auf dem Felde zu erhalten. Dazu gehört das Herbstackern für das Sommergetreide, die Einführung der Hackfrüchtekulturen, frühe Saaten, das Festwalzen der Schneedecke und viele andere. Und wenn wir es einmal alle gelernt haben werden, den schnellen Abfluß des Schneewassers in die Gräben und Flüsse zu verhindern, und zwar so, daß das meiste in die Erde einzieht, so werden wir unbedingt genügend Feuchtigkeit erhalten, damit die Pflanzen wenigstens in der Frühjahrszeit genügend mit Wasser versorgt sind. Dieses zu vollbringen, steht in der Macht des Menschen. Aber auch die Natur hilft gegen die Dürre ankämpfen, indem sie uns einen Verbündeten — den Wald — zur Seite stellt.

Besonders wertvoll ist uns dieser Verbündete, da er, ohne auf irgend eine Belohnung Anspruch zu erheben, hilft, weil es eben in seiner Natur liegt.

Man ist daran gewöhnt, den Wald als einen Holzlieferanten zu betrachten, und ist oft darüber aufgebracht, daß der Wald geschützt wird. Die Irrigkeit dieser Meinung wird jedoch klar, wenn man sich die ganze Bedeutung des Waldes vor Augen führt.

Wenn im Frühjahr die Sonne den Schnee zu schmelzen beginnt, so fließt das dadurch entstandene Wasser, je nach der Neigung des Bodens, in mehr oder weniger tiefere Stellen ab, wobei es natürlich auch verdunstet. Bei geringerer Bodenabschüffigkeit kann das Wasser aufgehalten werden. Und gerade hier spielt der Wald eine große Rolle.

Da der Wald den Boden, somit auch den Schnee, vor den Sonnenstrahlen schützt, so verlangsamt er dadurch das Schmelzen des Schnees, so daß das Wasser nach und nach in den Boden eindringen kann. Nicht so ist es auf freien offenen Stellen, wo der Schnee schnell schmilzt und das Wasser in die Tiefungen abfließt, wodurch die Pflanzen sehr bald an Feuchtigkeitsmangel zu leiden haben.

Es ist selbstverständlich, daß ein Feld, das sich in der Nähe eines Waldes befindet, dadurch nur gewinnen kann; denn das langsame Schmelzen des Schnees verursacht auch ein allmähliches Abfließen des Wassers, das besonders dem Felde zugute kommt, das unterhalb des Waldes liegt. Natürlich verbraucht auch der Wald selbst Feuchtigkeit, doch die Wissenschaft und die Praxis haben bewiesen, daß die naheliegenden Felder noch ein gut Teil davon abbekommen.

Außerdem hält der Wald die Winde auf, wodurch der Schnee gleichmäßig auf dem Felde verteilt und nicht in die Gräben und Schluchten geweht wird, was besonders auf höher gelegenen Stellen vorkommt, die oftmals vollständig vom Schnee entblößt liegen.

Man braucht nicht lange darüber nachzudenken, welchen Zusammenhang der Wald mit den Flüssen und die Flüsse ihrerseits mit der Dürre haben.

Bergegenwärtigen wir uns das Ufer eines Flusses, das mit Wald bewachsen ist, so wird, da der Schnee im Walde nur langsam schmilzt,

auch der Fluß nur wenig anschwellen, doch wird er lange Zeit hindurch einen Wasserreichtum besitzen. Dies ist fraglos von großer Bedeutung für die Landwirtschaft, da das Ausdunsten und die Regentwolkenbildung in der regenarmen Zeit vermehrt wird.

Es ist allbekannt, daß das Wasser verdunstet, in die Luft aufsteigt und Wolken bildet. Je mehr Feuchtigkeit verdunstet, desto mehr Hoffnung ist auch auf Niederschläge vorhanden. Und je länger diese Verdunstung anhält, desto öfter wird es auch regnen. Natürlich gibt der Wald keine Garantie, daß das Wasser, das in die Luft aufsteigt, auch unbedingt wieder auf derselben Stelle zur Erde niedergeht. Es ist möglich, daß es in einer größeren oder kleineren Entfernung regnen wird oder daß diese aufgestiegene Feuchtigkeit im Luftmeere verschwindet. Doch daraus zu schließen, daß der Wald nicht von Nutzen sei, wäre unklug.

Bisher sprachen wir von der Bedeutung des Waldes beim Schmelzen des Schnees. Nun wollen wir die Bedeutung des Waldes beim Regen erörtern. Wir dürfen nicht vergessen, daß nicht das wichtig ist, daß der Regen die Pflanzen von oben befeuchtet, sondern, daß das Wasser in die Erde eindringt, wo es für die Pflanzen die Nährstoffe mundgerecht macht.

Jede Pflanze bedarf einer sehr bedeutenden Menge von Feuchtigkeit. Eine Deffjatine Weizen verbraucht z. B. 200,000 Bud Wasser, ungefähr tausendmal mehr, als der Weizen einer Deffjatine selbst an Gewicht besitzt. Einen Teil dieses Wassers erhalten die Pflanzen durch den Schnee. Je nachdem, wie die Verdunstung vor sich geht, ist die einzige Hoffnung auf weitere Feuchtigkeit und auf Regen. Die Pflanze nimmt unaufhörlich Wasser auf, deshalb wäre die beste Bedingung die, daß es, wenn auch wenig, doch öfter regnete.

Hieraus entsteht die Frage: von welchem Nutzen kann der Wald für die Getreidepflanzen sein, wenn die Regen wie auf offenen, so auch auf bewaldeten Flächen niedergehen?

Genauere Beobachtungen haben ergeben, daß die meisten Regen über dem Walde niedergehen und daß sie hier stärker sind. Es scheint, als ob der Wald die Regentwolken anziehe und als ob die Regen, die über einem Walde niedergehen, für die Landwirtschaft nutzlos

seien. Um sich zu überzeugen, wollen wir ermitteln, was mit derjenigen Feuchtigkeit geschieht, die der Wald erhalten hat und die trotzdem dem offenen Felde zugute kommt.

Auf den Feldern zieht der Regen teilweise in die Erde und teilweise verdunstet er von der Sonnenwärme. Im Walde werden die Regentropfen von dem Laub der Bäume und den Nestern aufgehalten, so daß die wenigsten direkt auf den Boden fallen. Untersuchungen haben ergeben, daß 80 % des Regenwassers vom Laube aufgefangen werden. Und je dichter das Laub ist, desto mehr hält es auch Wasser auf.

Das von den Blättern der Bäume aufgefangene Wasser verdunstet nach und nach wieder. Je mehr Wald vorhanden, desto mehr wird auch Feuchtigkeit verdunstet, wodurch mehr Hoffnung auf Regen vorhanden ist.

Was geschieht aber im Walde mit dem Wasser, das bis auf die Erde gelangte? Teilweise verdunstet es vom Boden aus, teilweise wird es von den Wurzeln aufgenommen, durch den Stamm den Blättern zugeführt, die es wiederum der Luft abgeben. Die Verdunstung geht jedoch im Walde sehr langsam vonstatten, und die Feuchtigkeit bleibt in ihm sehr lange erhalten, weshalb es auch im Walde immer kühler ist als auf dem Felde. Davon kann man sich leicht im Sommer überzeugen. Diese Kühle des Waldes bewirkt auch die Erniedrigung der Temperatur der umliegenden Gegend. Während starker Hitze denkt man unwillkürlich an den Wald, der die Macht der Sonnenstrahlen mildert, der die Hitze bändigt und viel Feuchtigkeit in der Erde und der ihn umgebenden Luft aufbewahrt.

Sobald sich aber die Sonne gesenkt hat und die Oberfläche der Erde abzukühlen anfängt, beginnt der Wald eine neue Tätigkeit. Er entzieht der Luft Feuchtigkeit, um sie in Form von Tau den angrenzenden offenen Flächen abzugeben und das Feld wie bei einem Regen zu befeuchten.

In unserer Gegend, wo die Natur uns nicht besonders mit Niederschlägen verwöhnt, muß man behutsam mit den geringsten Feuchtigkeitsmengen, wie sie der Tau gibt, umgehen. Wenn jeden Tag Tau fallen würde, würden die Pflanzen lange nicht so unter der Dürre zu leiden haben.

Außerdem dringen die starken Wurzeln der Bäume auf der Suche nach Feuchtigkeit tief in den Boden ein. Wenn man die Bodenfeuchtigkeit des freien Landes und des Waldes in einer gleichen Tiefe vergleicht, so stellt sich heraus, daß der Wald die tieferen Schichten des Bodens mehr austrocknet. Wären keine Wälder vorhanden, so würde die Feuchtigkeit der tieferen Bodenschichten unausgenutzt bleiben. Die Wurzeln pumpen aber auch aus der Tiefe die Feuchtigkeit aus, die in die Luft verdunstet wird und dort Wolken bildet, die dann Regen spenden. Also, je mehr Feuchtigkeit verdunstet wird, desto mehr bilden sich Regentwolken und desto öfter wird es regnen.

Unsere Republik, die arm an Niederschlägen ist, freut sich jedesmal, wenn ein kleiner Regen niedergeht. Doch wie stark die Hitze auch sein möge, so gibt es eine Art Niederschläge, vor der es uns graut, das ist der Hagel. Wenn er auch durch das Schmelzen lebenspendendes Raß gibt, so ist doch der Moment, in dem er auf die Erde fällt, häufig vernichtend, so daß er durch seine Wirkung ganze Wirtschaften dem Hunger preisgibt. Es gibt viele Mittel um gegen den Hagel anzukämpfen, das beste und erprobteste jedoch ist der Wald. Ganz besonders verhütet den Hagel der Nadelwald.

Wiederum stehen wir vor einem sonderbaren Zusammenhang zwischen Erscheinungen, die, wie es scheint, nichts mit einander zu tun haben. Wenn wir uns jedoch mit den Ursachen der Entstehung des Hagels bekanntmachen, so finden wir für diese Erscheinungen genügende Erklärung. Der Hagel hängt ebenfalls wie das Gewitter von der sich in der Atmosphäre befindlichen Elektrizität ab. Die Gefahr des Blitzes wird durch den Blitzableiter abgewendet. Die Rolle des Blitzableiters übernehmen in unserem Falle die Nadeln der Bäume, besonders wenn der Wald sich auf einer erhöhten Stelle befindet. Der Hagel bildet sich in einer

bedeutenden Höhe durch die schnelle Abkühlung der Luft, die von unten nach oben aufsteigt und starke Erschütterungen hervorruft. Der Nadelwald jedoch bewirkt schwache Entladungen der Elektrizität und verhindert dadurch starke Luftererschütterungen. Man sieht, mit welchen unsichtbaren Fäden die Erde mit der Luft verbunden ist, von der die Menschheit zu leiden hat.

Während der Zeit der Dürre ist der Wind der größte Feind der Landwirtschaft. Je nach seiner Geschwindigkeit verstärkt er auch die Verdunstung der Feuchtigkeit der Pflanzen und ist sehr schädlich ganz besonders in den Fällen, wenn außerdem schon großer Mangel an Feuchtigkeit herrscht. Hier ist wiederum der Wald von großer Bedeutung. Stößt der Wind auf seinem Wege auf einen Wald, so vermindert er seine Geschwindigkeit, wobei er oftmals Nester abbricht und Bäume entwurzelt. Doch stets wird ihm vom Wald erfolgreich die Kraft gebrochen. Da der Wind durch den Wald hindurch muß oder gezwungen ist, empor zu steigen, so muß er deshalb seine Geschwindigkeit verringern und kann dadurch auch weniger Feuchtigkeit entführen. Deshalb müssen die Landwirte von der Seite der vorherrschenden Winde Schutzhecken anpflanzen, da sie auch im Winter, da sie den Wind abhalten, als Schneefänger dienen. Die Anpflanzung von Schutzhecken ist eine Aufgabe der nächsten Zeit.

Da die Dürre uns noch einige Jahre zu besuchen droht, so sollte der Landwirt, ohne es noch lange aufzuschieben, anfangen, Schutzhecken zu pflanzen, da der Wald sein bester Verbündeter ist.

Die Zukunft liegt in unseren Händen. Jeder sollte bestrebt sein, den Wald vor Frevel zu schützen, da er von großer Bedeutung für die Landwirtschaft ist. Jeder Bauer sollte wissen, daß der Wald seinen Wohlstand bedeutend erhöht.



Der Milzbrand (Sibirka).

(Сибирская язва).

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

Der diesjährige trockene Sommer hatte für uns die Mißernte zur Folge, er schickte uns auch eine Menge vernichtender, ansteckender Viehkrankheiten (Epizootien), von denen der Milzbrand (im Gelehrten Anthrax) die erste Stelle einnimmt.

Selten, daß ein Dorf von ihm verschont geblieben wäre. Beinahe jedes Dorf mußte ihm größere oder kleinere Opfer an Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen, ja einige sogar an Menschenleben bringen. Da diese Krankheit sehr gefährlich ist und ungeheuren Schaden anrichtet, will ich unsere Bevölkerung etwas näher mit ihr bekannt machen, damit ein organisierter Kampf gegen sie geführt werden kann.

Der Milzbrand ist eine alte und sehr verbreitete Krankheit, ist in der ganzen Welt bekannt und vielleicht deshalb am besten erforscht. Der Erreger dieser Krankheit ist ein stäbchenähnlicher Mikrob, der ein Gegenstand der sorgfältigsten wissenschaftlichen Untersuchungen war und in allen Einzelheiten studiert ist. Alle seine Eigenschaften, also auch seine schwachen Seiten, sind bekannt, was uns die Möglichkeit gab, Mittel zu seiner Bekämpfung zu finden. Der Erreger des Milzbrands ist eine der standhaftesten Bakterien (Spaltpilze), die ihre Lebensfähigkeit jahrelang in solchen Verhältnissen erhalten kann, die für alle anderen Bakterien verderblich sind. Eine besondere Lebensfähigkeit besitzen die Sporen dieser Spaltpilze, die eine eigenartige Formveränderung des Stäbchens in runde oder ovale winzige Körperchen mit einer Hülle darstellen. Sobald das Stäbchen in ungünstige Verhältnisse für sein Leben und die Teilung, d. h. seine Vermehrung, kommt, verwandelt es sich sehr schnell in eine Spore, die jahrelang ohne Speise und Luft zubringen kann. So erhält sie sich sehr lange in Kadavern und deren Teilen, im Wasser, im Boden und im Gras. Sobald es aber in den lebenden Organismus oder überhaupt in günstige Verhältnisse gerät, so wirft es die Hülle ab, dehnt sich und beginnt sich zu vermehren. Sie teilt sich in zwei Hälften (dazu ist nur eine $\frac{1}{2}$ Minute nötig), jede Hälfte teilt sich wieder in zwei und so fort bis ins

unendliche. Die Vermehrung geht so schnell vor sich, daß sich aus einem Stäbchen im Verlauf einer Stunde viele Tausende und im Laufe eines Tages viele Milliarden solcher Kleinlebewesen entwickeln.

Die Ansteckung, d. h. das Eindringen dieser Bakterien in den lebenden Organismus geschieht: 1) durch Einatmen der in der Luft zerstreuten Sporen (Keime), z. B. in der Nähe von Kadavern, in Räumen, wo tierische Produkte verarbeitet werden oder in deren Nähe oder überhaupt durch Rohprodukten aus Tieren, die an dieser Krankheit litten, 2) durch verpestete Speise und Trank. Letzteres wird häufig bei grasfressenden Tieren beobachtet. Um die Ansteckung zu bewerkstelligen, müssen die Bakterien ins Blut eindringen. Ins Blut können sie durch sehr zarte Schleimhäute aller Körperteile, hauptsächlich der Luftröhre (der Nase, der Kehle und der Lungen) und der Speise- und Verdauungsorgane (Mund, Gurgel, Magen und Därme), besser durch Reib- oder Quetschwunden, Schrammen oder Stiche in dieser Schleimhaut, mögen sie auch noch so klein sein, eindringen. Eine dritte sehr verbreitete Art der Ansteckung ist das Eindringen der Stäbchen durch die beschädigte Haut oder bei zufälligem Stechen oder Schneiden mit schmutzigen Instrumenten, sowie auch durch alte nicht genügend verwachsene Wunden. Durch die unbeschädigte Haut einzudringen, sind die Bakterien nicht imstande. Als häufige Verbreiter der Krankheit treten die Stechinsekten auf, z. B. die Fliegen, Mücken, die die Sporen oder Stäbchen an ihren Rüsseln von angesteckten auf gesunde Tiere übertragen. Deshalb wird diese Krankheit häufiger im Sommer, in der Zeit der Insektenverbreitung, beobachtet. Diese Insekten können die Krankheit sehr weit übertragen.

Sobald die Mikroben ins Blut kommen beginnen sie sich sehr schnell zu vermehren, so daß in einem Blutstropfen Millionen dieser Kleinlebewesen vorkommen. Das Blut trägt sie in alle Teile des Körpers. Bei sehr kranken oder eben krepierenden Tieren befinden sich diese Mikroben buchstäblich überall: innen und

außen, in der Haut und sogar in den Haaren. Auch in allen Ausscheidungen, wie z. B. im Schweiß, im Harn, im Kot, in den Tränen, im Speichel usw., befinden sie sich. In frischen Kadavern (eben krepiererten) und krepierenden Tieren ist alles verpestet und alles kann anstecken. Der Kadaver sowie Teile von ihm, Knochen usw. stellen ganze Arsenale, Lager dieser Bakterien vor, die sich in Sporen verwandeln und mit dem Regenwasser in den Boden, in die nahen Flüsse, in die Seen usw. gelangen und einen starken und dauerhaften Ansteckungsherd bilden. Hier warten die Sporen gebüldig eine Gelegenheit ab, um in eine günstige Umgebung — einen lebenden Organismus — zu gelangen.

Die Periode der verborgenen Krankheit. Der Milzbrand kommt nach dem Eindringen der Mikroben in den Körper nicht sofort zum Vorschein. Einige Zeit, solange sich die Bakterien noch nicht so sehr vermehrt haben, scheint das Vieh gesund zu sein. Von dem Augenblick, wo die erste Bakterie in das Blut eindringt, und die Krankheit zum Vorschein kommt, d. h. bis sich eine große Masse dieser Bakterien gebildet hat, vergeht meist eine geraume Zeit (von 2 bis 7 Tagen). Diese Zeit heißt die Zeit der verborgenen Krankheit. Die Dauer dieser Zeit hängt von vielen Ursachen ab: von der Stärke des Organismus, vom Alter, vom Körperzustand, von der Widerstandsfähigkeit der weißen Blutkörperchen die einen verzweifelten Kampf gegen die Eindringlinge führen, indem sie sie zu verschlingen, zu vernichten suchen.

Dieser Kampf kommt durch verschiedene krankhafte Erscheinungen (Fieberzustand, erhöhte Temperatur) zum Vorschein.

Die Formen der Krankheit. Nach dem Ort der ersten Entwicklung unterscheidet man den Milzbrand in innere und äußere Entwicklungsformen.

Die Kennzeichen. Bei der äußeren Krankheitsform bildet sich an der Stelle des Bisses, Stiches, der Verwundung oder überhaupt des Eindringens der Krankheit eine heiße krankhafte Geschwulst (Karbunkel), die sich zusehends vergrößert. Dabei verspürt das Tier ein allgemeines Unwohlsein, Kopfschmerzen, ein starkes Fieber und Appetitlosigkeit. Dieses Unwohlsein ist ein Zeichen, daß die Mikroben sich

mit dem Blut im ganzen Körper verbreiten. Wenn dann das Tier nicht rechtzeitig Hilfe bekommt, so ist es verloren.

Bei der inneren Krankheitsform zeigen sich bei dem Tier sofort die Anzeichen der schweren Krankheit. Bei dem Tier stellen sich sofort ohne Geschwulst oder sonst irgendwelche äußere Anzeichen ein heftiges Schüttelfieber, starke Kolikanfälle, zuweilen ein aufgeregter, häufiger aber ein äußerst bedrückter Zustand ein. Die Augen und alle sichtbaren Schleimhäute des Kopfes röten sich stark an. Häufig bekommt das Tier die Ruhr (Durchfall mit Blut) und Blutharnen. Andere Begleiterscheinungen sind Appetitlosigkeit, und die Wiederkäuer stöhnen nicht nur bei Bewegungen, sondern auch im ruhigen Zustand. Gewöhnlich verenden die Tiere in 1 — 3 Tagen unter heftigen Qualen.

Diese Krankheitsform heißt noch die heftige (akute), zum Unterschied von der blitzartigen apoplektischen, die einen sehr schnellen Verlauf nimmt und das Tier in 1—3 Stunden unter Anzeichen einer heftigen Kolik oder krankhaften Erscheinungen im Gehirn tötet; diese Form der Krankheit hat immer einen tödlichen Ausgang.

Der Ausgang der Krankheit und die Heilung. Die Krankheit ergibt ein ungeheures Prozent mit tödlichem Ausgang. Das Selbstausheilen wird nur sehr selten beobachtet. Die Arzneiheilungen sowie auch das früher gelobte Heilverfahren — das Ausbrennen der Geschwulsten — geben nur selten verhältnismäßig gute Resultate. Nur ein Mittel hat sich bisher gut bewährt, nämlich die Heilung durch ein besonders zubereitetes Präparat, Serum, das die Tiere und Menschen auch bei weit vorgeschrittener Krankheit rettet. Im Anfang der Krankheit hilft es nahezu immer.

Die Impfungen. Im Kampf mit dieser Krankheit spielen die Impfungen eine bedeutende Rolle. Die Impfungen stützen sich auf die Eigenschaften der lebenden Organismen, die nach der Ueberstehung einer, wenn auch leichten, Krankheit eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen diese Krankheit erhalten. Im Blute bleiben nach der Krankheit Produkte der Tätigkeit der Bakterien, die für diese schädlich, ja tobbringend werden. Im Verlauf der Zeit verändert sich der Bestand des Blutes,

so daß es wieder einen günstigen Entwicklungs-herd für die Bakterien der früheren Krankheit darstellt.

Der Ansammlungsgrad dieser Produkte und deren Verbrauch hängen sehr oft von verschiedenen, oft nicht zu ermittelnden Gründen, sogar auch von den individuellen Eigenschaften des lebenden Organismus ab, so daß die Zeitdauer der Widerstandsfähigkeit gegen die Krankheit bei verschiedenen Tieren verschieden ist. Ein Körper ist beinahe für das ganze Leben sicher, ein anderer nur auf einige Monate. Die Durchschnittsdauer ist ein Jahr. Die Impfungen werden zweimal vorgenommen. Das erstemal gebraucht man ein schwächeres Impfmittel. Die Folgeerscheinung ist eine leichte Erkrankung des Tieres. Im Blut bleibt das Gegengift, das dem Organismus hilft, eine größere Menge zu ertragen, die etwa 12—15 Tage nach der ersten Impfung unter die Haut eingeführt wird. Nach der zweiten stärkeren Impfung bleibt so viel Gegengift im Blut, daß das Tier schon der natürlichen Ansteckung trotzt. Es gibt Gegenden, wo diese Krankheit Ansteckungsherde bildet, d. h. das Wasser, der Boden usw. derart verseucht sind, daß sich die Krankheit von Jahr zu Jahr wiederholt. In solchen Gegenden werden alljährliche Impfungen während einer ganzen Reihe von Jahren empfohlen, bis alle Sporen vernichtet sind. Besonders notwendig ist es, das frisch in diese Gegend gebrachte Vieh, das noch nicht geimpft war, zu impfen. Bei richtiger Pflege und Behandlung ist der Abgang bei der Impfung nur gering, bei alljährlicher Wiederholung der Impfung wird er überhaupt nicht beobachtet. Die beste Zeit zur Impfung sind das Frühjahr und der Herbst; das Arbeitsvieh muß während der arbeitsfreien Zeit geimpft werden.

Sanitätsmaßnahmen. Außer den Impfungen dürfen aber auch die Sanitätsmaßnahmen, die Vorsichtsmaßnahmen, die das Verbreiten der Krankheit verhüten, nicht außer acht gelassen werden. Diese Maßnahmen können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

1. In keinem Fall darf der Aderlaß oder das Abschneiden der Ohren oder sonst dergleichen vorgenommen werden. Jeder Blutstropfen enthält eine ungeheure Menge Bakterien, so daß das Aderlassen, Ohrenabschneiden usw. eine große Gefahr der Verbreitung darstellt.

2. Die Unterlage und der Mist von den kranken Tieren müssen verbrannt oder wenigstens eingegraben werden; ebenso muß auch die Erde etwa 3—4 Werschok unter dem kranken Tier weggenommen und eingegraben werden.

3. Das Geschirr und der Raum, in dem das kranke Tier untergebracht war, müssen desinfiziert werden. Was sich der Desinfektion nicht unterzieht, muß vernichtet werden. Dieses muß unter der Leitung des Tierarztes gemacht werden.

4. Besondere Aufmerksamkeit muß dem Kadaver bei der Vernichtung (Verbrennen oder Eingraben) zukommen. Beim Wegfahren des Kadavers soll man besorgt sein, daß die ausfließende Flüssigkeit die Krankheit nicht verbreitet (man soll unterlegen, verstopfen oder verbinden). Der Wagen oder der Schlitten muß ebenfalls unschädlich gemacht (desinfiziert) werden.

5. Der Kadaver muß an solchen Stellen eingegraben werden, daß er vom Frühjahrswasser nicht herausgespült wird und daß ihn die Hunde nicht herauscharren können. Die Eingrabungsstelle solcher gefallener Tiere soll weit von den Wohnorten, von den Viehweiden und Fahrwegen entfernt sein. Diese Stellen sollten umzäunt oder umgraben werden, damit das Vieh keinen Zutritt zu ihnen hat. Die Kadaver müssen unbedingt verbrannt oder eingegraben werden. Vor dem Verscharren sollen die Kadaver mit einer Schicht Kalk bestreut und dann mit Wasser begossen werden. Daraus bildet sich eine Kruste, durch die auch die Würmer die Bakterien nicht herausbringen.

6. Die Haut darf nicht abgezogen werden, da sich die Menschen beim Abnehmen und Bearbeiten der Häute häufig anstecken. Auch sogar die aus solchen Fellen gefertigten Sachen (Pelze, Mützen) können zu Ansteckungsquellen für Mensch und Tier werden.

Ueberhaupt muß man mit dem Abziehen der Häute von gefallenem Vieh sehr vorsichtig sein. Die Haut kann man nur dann abziehen, wenn die Ansteckungsgefahr ganz und gar ausgeschlossen ist. Aber auch diese Häute müssen an einer besonderen Stelle abgezogen werden. Man soll sich zur Regel machen, in der Nähe der Wohnungen keine Häute abzunehmen und zu bearbeiten.

Außerdem soll jeder Wirt sich zur Regel machen, neuangekaufttes Vieh, das aus fremden Wirtschaften stammt, im Verlauf von zwei

Wochen nicht bei sein Vieh zu stellen, sondern es abgesondert zu halten, zu füttern und zu tränken. Ebenso soll es auch nicht auf das Feld und an die Tränke gelassen werden. Bei jedem Zweifel und Verdacht wendet euch sofort an den nächsten Tierarzt und laßt keinen hausbackenen Vieharzt mit seinen schmutzigen In-

strumenten zu dem kranken Tier, denn diese können die weiteste Verbreitung der Krankheit fördern.

Die Hauptsache — kein Aberlassen erlauben, denn dadurch wurden schon ganze Wirtschaften zerstört und schwer zu vertilgende Ansteckungsherde gebildet.

„Der Starrkrampf.“

Der unter diesem Titel in Nr. 10 unserer Zeitschrift erschienene Artikel unseres geschätzten Mitarbeiters, Gen. Rapoport, gab einem Dr. med. vet. Spillmann Veranlassung, mit einer unzulässigen Schulmeisterei an die Öffentlichkeit zu treten. Die Schulmeisterei ist umjomehr unzulässig, da der Artikel alle Gedanken des Gen. Rapoport in hochtrabender, folglich für den Bauer unverständlicher Form wiederholt. Gleich im Anfang wollen wir daraufhinweisen, daß „Unsere Wirtschaft“ und ganz besonders Gen. Rapoport sich nur bescheidene Ziele stellen, nämlich das von der Wissenschaft unumstößlich Bewiesene, was in der Bauernwirtschaft von Nutzen sein kann, in einer den Bauern verständlichen Form zu verbreiten. Nie war Gen. Rapoport bestrebt, mit gelehrten Brocken und Duzenden von uaverständlichen Fremdwörtern um sich zu werfen, um den Leser über seine Gelehrsamkeit in Staunen zu setzen oder zu verblüffen. Auch Dr. Spillmann würden wir raten, dies nicht zu tun, denn zum Forscher, der die Wissenschaft vorwärts bewegt, bringt er's doch nicht. Mit den Bauern aber muß man in einer ihnen verständlichen Sprache reden. Worin besteht nun der Unterschied? Nach genauer Prüfung müssen wir feststellen, daß kein Gedanke des Gen. Rapoport widerlegt ist. Nur die eine Behauptung wird beanstandet, daß das kranke Tier in einer Badestube zum Schwitzen und zur Abhaltung jeglicher Aufregung untergebracht werden soll. Natürlich darf das Hauptgewicht nicht auf die Badestube gelegt werden (da unsere deutschen Bauern zu ihrem größten Schaden solche nicht mal besitzen), sondern auf die Wirkung, die hervorgebracht werden soll. Und hier hat Gen. Rapoport unbedingt recht, die Badestube ist der ruhigste Raum in der Wirtschaft.

Die wissenschaftliche Zurückgebliebenheit des Gen. Rapoport wird geradezu klassisch bewiesen. Das Wort „Koske“ ist der Stein des Anstoßes

für den ganzen Artikel Dr. Spillmanns. Hätte er sich aber die Mühe genommen, auch nur etwas darüber nachzudenken, so hätte er die viel einfachere Lösung des Rätsels sicherlich gefunden. Er hätte nämlich gefunden, daß Serum und Molke im Russischen mit einem Namen „СЫВОРОТКА“ bezeichnet werden und daß der uneingeweihte Uebersetzer den falschen Namen gesetzt hat. Die Redaktion erkennt ihre Schuld an, die Uebersetzung nicht nochmals genauer nachgeprüft zu haben.

Im Vertrauen können wir Dr. Spillmann mitteilen, daß der Redaktion in einem anderen Artikel über tierärztliche Fragen ein ebensolcher Fehler unterlaufen ist, wo anstatt „epizootisch“ „epidemisch“ zu lesen war, aber wem wird es einfallen, für solche Fehler irgend jemand der Rückständigkeit zu zeihen.

Wir glauben, daß dieser Fehler keinen schädlicheren Einfluß ausübt als die Behauptung Dr. Spillmanns, daß sich der Besitzer „von einer arzneilichen Behandlung nicht allzuviel versprechen darf“. In unseren Verhältnissen, da der Bauer sich noch viel lieber an verschiedene Quacksalberer als an den Tierarzt wendet, darf durch ähnliche wissenschaftlich scheinende Artikel nicht die Autorität des Arztes untergraben werden. Letzterer weiß selbst, was er dem Bauer versprechen kann.

Kindlich naiv ist aber das politische Debüt Dr. Spillmanns. Ja, wissen wir denn nicht alle, weiß es nicht auch das Ausland, daß wir in wissenschaftlicher Hinsicht zurückstehen? Bis jetzt noch müssen wir uns die ausländische Wissenschaft zunutze machen, und auch in diesem Fall müssen wir das Ausland zu Hilfe ziehen. Wir sind zwar sehr große Patrioten Sowetrußlands, aber wir kennen auch ganz gut unsere politischen Vorteile und unsere kulturellen Nachteile. Soll sich ein Doktor Spillmann darüber keine grauen Haare wachsen lassen.

Die Redaktion.



Kultur und Leben.

Ein grünes Reis.

Von R. Klein.

Ein grünes Reis, ein nasser Dreck,
 Raum nah einst Flammenfeuer;
 Raum ward es warm, so ward es fest
 Und schwur drauf hoch und teuer:
 „Den hellen roten Feuerschein,
 Sowie der Wärme Fluten
 Erzeuge ich nur ganz allein
 Dem Lande rings zum Guten!“
 Ein Holzsplit, das daneben lag,
 Drauf sagte: „Laß dein Fauchen;

Und lägest du hier Jahr und Tag,
 Du könntest doch nur rauchen!“
 Da schrie das Reis: „Was sagst du, was?“
 Darauf das Split:
 „Hör zu geschicht,
 Du bist leicht zu bestimmen:
 Du kannst nicht einmal glimmen;
 Denn du bist viel zu nah
 Und grün und grün noch obendrein,
 Drum laß dein aufgeblasnes Schrein!“



Dem Licht entgegen.

Von Fr. Strom.

(Fortsetzung)

3.

Ein heiterer Sonntagmorgen verklärte die ganze Landschaft, trotzdem diese schon ein etwas ernstes, an den Herbst erinnerndes Gepräge trug. Im reinsten Blau der Lüfte schwamm die Allmutter Sonne und goß ihr strahlendes Gold ebenso freigebig auf die schon sommermüden Stoppelfelder, wie auf die noch sommerfrohen Sonnenblumenstreifen, auf die reich mit Arbusen, Melonen und Kürbissen beladenen Gemüsegelder, auf die in bläulichen Nebel gehüllten Berge des rechten Wolgaufers, auf das in der Nähe des linken Wolgaufers gelegene Altmühlen mit seinem plumpen Kirchturm, — kurzum auf alles Land und alle Dinge, die man von der Meierei der Gebrü-

der Abel aus sehen konnte. Eine ebenso strahlende Sonne wie die in dem hohen, hohen Blau der Lüfte schwamm in dem tiefen, tiefen Blau des unregelmäßig umrahmten Riesenspiegels, den das regungslose Wasser des nahen, an einigen Stellen mit alten Weiden bestandenen Teiches bildete.

Auf der Meierei der Gebrüder Abel war die Sonntagmorgenarbeit der Knechte bereits beendet; die beiden Monatsmägde hatten dagegen noch mit dem Geschirz zu tun und aufzuräumen, wobei ihnen Julie Ernst diese Arbeiten um gutes Drittel verringerte.

Der Jack Jacklitsch ließ sich wieder sein Lieblingspferd, den großen schwarzen Hengst einspannen und fuhr, nachdem er Pitt zur Seite gerufen und noch eine kurze, leise Unter-

redung mit ihm gepflogen hatte, nach Altmühlen, um, wie er verlauten ließ, „dene zwei heilige Messe mit heizutwohne“, von denen die eine sein geistlicher Bruder, der Pater Abel, die andere, nebst der Predigt, der örtliche Dorfgeistliche, Pater Bast, halten werde. Für sich allein dachte der Jack Jacklitsch so nebenbei, daß er wahrscheinlich auch noch paar andere Geschäftchen machen könne.

Im Grunde genommen, waren bei ihm heute wie immer durchaus nicht eine oder zwei heilige Messen samt Predigt und anderen Beigaben die Hauptsache, sondern Geschäfte und Geschäftchen der verschiedensten Schattierungen. Gewissermaßen als Geschäfte, wenn auch in anderem Sinne als ein Geistlicher, betrachtete er sogar selbst das Kirchengehen, das Beten und andere religiöse Verrichtungen, weswegen er an hohen Festtagen beim Kirchengang gern mit einem Licht und noch lieber mit einer Laterne das „Allerheiligste“ begleitete, in Gemeindeversammlungen oder Abendgesellschaften beständig als einer der ersten zum Beten aufjordnete, sobald das Glockenzeichen dazu gegeben wurde. Alles das tat der Jack Jacklitsch, um die Leute damit über seine Fuchsgedanken und Anschläge hinwegzutäuschen und als gottesfürchtiger, wenn auch „bißje schlauer“ Christ zu gelten. —

Bald nach der Abfahrt des christlichen Schlaubergers waren auch die drei Mädchen so weit, daß das älteste, das Gertrud hieß, erklärte: „So, jetzt sin aach mir ferdig. Wie scheen wärsch jek, wann mr aach drheem wäre un in die Kerch gehe kenne un die Predig un die zwei heilige Messe mit anhäre kenne!“

Daß sie auch oder eigentlich deswegen gern in die Kirche gegangen wäre, um von der „Mädjerseit“ aus versthlene Blicke hinüber auf die „Buweseit“ zu werfen und von drüben ebensolche Blicke auf sich herüberzuziehen, brauchte ja gerade nicht gesagt zu werden.

„Du bist awer fromm!“ bemerkte Pauline.

„Gertrud, du glaabst woll aach alles, was die predige?“ fragte Julie.

„Un du verstehst woll aach was vun die ladeinische heilige Messe, wanns de sie anhärscht?“ ergänzte Pauline die Frage.

„No, des muß je alles wahr sin, was die Padre predige; die sin jo die Stellbortre-

der Gobdes uf dr Erd. Un die Meß, han ich schon ghärt, is so arig heilig, daß mr se net vorstehe därf, un doberweje werd se aach ladeinisch gles.“ —

„Ach, Gertrud, Gertrud, weest du awer so wenig! Do seht mr, daß de nor beim alde Schulmester Maul un beim alde Pader Bast glernt hast“, spann Julie die Unterhaltung weiter, während Pauline nach ihrer und ihrer Freundin Wäsche ging, die, wie am Abend vorher verabredet war, in dem Teich gewaschen werden sollte.

„Awer Julie, der alde Schulmester Maul un der alde Pader Bast sin woll gringer als wie annere Schulmester un Padre?“ —

„Här mol, Gertrud: die Schulmestre un Padre lerne jo die Lait all falsch; awer der alde Schulmester Maul un der alde Pader Bast sin noch vun die allerhinerschde.“ —

„No geh nor! Wu lerne nor die Geistliche die Lait falsch! Un warum solle dann der alde Schulmester Maul un der alde Pader Bast vun die hinerschde sin?“ —

„Ich erklär drsch, Gertrud. — Du gehst doch mit an Teich wäsche?“ —

„Ja, awer ball werds in die Suundagskerch laide, un do dürft mr jo for rechtsweje gar net wäsche.“ —

„Kumm nor! Gar nix due is woll besjer?“ —

Gertrud ging nach ihrer Wäsche. Wenn die beiden andern am Sonntag während der Messe ihre Wäsche wuschen, konnte sie die ihrige auch waschen.

Pauline und Gertrud kamen bald mit der Wäsche, und alle drei Mädchen gingen dann, das angefangene Gespräch weiter führend, dem Teiche zu.

„Gertrud, jey will ich dir erkläre, warum daß der alde Schulmestr Maul un der alde Pader Bast die hinerschde sin. Die stamme noch aus der alt Kerch un hun noch in dene alde grußlige „Lewe un Leide“ glernt un doberweje glaatwa je aach noch, die Seel wär in der Hell un im Fegfaier an dicke eiserne Redde gschloß un dade vun giftige Stroöde un Schlange un annerem abschailiche giftige Zaig gebiß un gstoß werre un in große Kefle mit fairigem Ehl gbrot werre un noch viel, viel so dummes Zaig; dann in dr Hell hät ee Deel Daitwe

Sunneblume for Ehl baue, n anner Deel dät Rehle un Redde mache un lauder so Gschichde. Die jingere Geistliche sin klieger un gewe doch bißje noch, wann die ghehrde Mensche was Falsches un Dummes in den christliche Lehre sinne. Frieher, wie die Geistliche noch viel Rechde un viel Gwalt ghat han, is mancher großer Ghehrder fors Rechde vun dene Kerche-firschte vorfolgt, gwardert un sogar vorbrennt oder annerscher umgebrung worre. Nach der alde Pader Bast dät noch vorbrenne un schlachde helse. Der is so hartkeppig wie n Dohs un geht net noch un geht net runner vun seine alde Karregschichde, un wann aach schon all nochgewe han.“

„No, do vorännert sich woll der Glawe mit der Zeit?“ —

„Das is s jo grad. Alles vorännert sich mit der Zeit; awer die zwei Alde, der Pader un der Schulmestr, bleiwe beim Alde. Du weest doch, was vor zwei Johr for en Wese war, wie der junge Lehrer Werner in der Schul erklärt hat, dem Pader Bast sei ganze Beschreiwunge vun der Hell un vum Fegfaier un vum Himmel wäre lauder wieschde, dumme Märjer.“

„Ja, ich weests. Der Schulmestr hats gleich dem Pader gflatscht, un der Pader hat in der Kerch unbarmherzig gschimpt un gewedert iwer den Lehrer“ . . .

„Gell, un die Lait gejer n ufgeht.“ —

Die drei Mädchen waren mittlerweile am Teich angekommen und begannen, ihre Wäsche zu waschen. Fast gleichzeitig erklang auch vom Dorfe herüber das bei der tiefen Stille des Sonntagmorgens gut vernehmbare „Bam-bam“ der großen Glocke von Altmühlen.

„Ball werd der alde Pader Bast wieder mol vun der Kanzel runnerdunnere, was s Gscherr halt“, eröffnete Pauline den beiden andern Mädchen ihre Gedanken; „zu schimpe hat r jo immer was. Mr meent, das hätt r bei die Rohrspaze glernt. — Wißt ihr noch, Mädjer, wie er vormjohr so abschailich in der Kerch iwer die kleene Butwe gschimpt hat, wu ihre Hemdjer net in die Hose geknippt ghat han? S war grad, wie das Lied noch in Ewangelium gsung war — hat do uf emol der alde giftige Hanstworcht, statts anfangs zu predige, anfangs vun der Kanzel runnerzudunnere: „Seht ihr do unne die kleene Daitwöl-

jer, un do hinne siße die große Daitwele! Wie oft han ich n aich schon gsaat, daß die Gemeinder ninge knippt werre selle!“ un als so weider un als so weider, bis r wieder vun vorne anfang hat, wie r immer vun vorne anfangt: „Awer do gibt es so manche, die siße so fest im Daitwöl sei Kralle, daß se alle Ruffe- un Zigainermode nochmache misse, un so fort in eener Leier.“

„Ja, so Schimpereie sin abschailich“, gab Gertrud zu.

„Der alde Narr is bei seiner Borridtheit aach noch n großer Feind zu die Ruffe, un viel Ruffe sin doch ganz gude Lait“, urteilte Pauline.

„Gwiß“, bestätigte Julie und fuhr fort: „Iwerhabt gebts unner alle Natione Gude un Schlechde, un do brauch mr net eene ganz zu vorwerfe un n annere keenig vorzuziehe. Das is aach dumm un unrecht.“

„Julie, das mog jo alles sin; awer saa mr mol: gebts n Himmel un n Fegfaier un n Hell?“ forschte Gertrud weiter.

„Nee, Gertrud, jo was gebts net.“ —

„Awer wu kummt dann die Seel hin, wann dr Mensch sterbt?“ —

„Dorthin, wu se war, wie der Mensch noch net uf der Welt war.“ —

„Du menst also, wann der Mensch dot wär, wär aach die Seel dot un wißt nix mehr vun dr Welt?“ —

„Ja, du denkst woll, die dät mehr wisse, wann dr Mensch dot is, als wie wann r schloft?“ —

Pauline bemerkte hierzu: „Julie, ich han emol ime Buch gles, so n kinstliches Ding wie n Mensch sei Seel kennt net stertwe, weil se so viel erdenke un erdichde kennt un weil se so klug wär un viel wunnerliches mache dät, daß se unnieglich so wie n Uhr uf emol kabut wär un nix mehr vun sich wißt.“

„Awer, Pauline, die Diere sin woll kee kinstliche Dinger un kenne woll net viel wunnerliches mache, wu sogar oft der kliegste Mensch net nochmache kann. Hast du schon vun Polizeihunde ghärt oder gles, wie klug daß die sin; s is zum vorwunnere.“ Und Julie erzählte einiges von den Künsten der Polizeihunde, was den beiden andern Mädchen fast unglaublich schien. „Sieht ihrsch: die Diere

fin aach künstliche Dinger, so künstlich wie aach der Mensch, un frieher han aach die Mensche un ihre Geistliche, wu Gebediener sin guennt worre, gglaabt, die Diere ihre Seele dāde aach ewig lewe. Unsere Geistliche sae atwer, die Diere ihre Seele dāde sterwe, wann se aach noch so künstlich wāre, un nor n Mensch seine

wāre unsterblich. Die Geistliche un ihre Anhänger ware sich ewig noch net eenig un werre sich aach ewig net eenig. Die eene mache die Mensche so dummes Zaig vor, un die annere anneres, un jeder saet, seins wār unbedingt richtig un dene annere ihres wār unbedingt falsch."

(Fortsetzung folgt).



Gegen den Strom.

Erzählung von Walter Born.

Fränzel war für die Bauerei untauglich: er war klein und schwächterlich gewachsen und sah bleich und kränklich aus. Von dieser Wahrheit hatte er sich schon oft überzeugen müssen. Wie oft kam es vor, daß ihm während der glühenden Sonnenhitze beim „Gebunderzammtrage“ die Nase zu bluten begann und er sich ohnmächtig auf die schweren „Gebunder“ niederlassen mußte. Dagegen war sein jüngerer Bruder, der Gustav, „n anrer Mastat“. Gustav war beinahe 4 Jahre jünger als Fränzel, und doch verrichtete er mit Leichtigkeit alle schweren Arbeiten in der größten Sonnenhitze. „Des gebt emol n Kernbauer“, sagte der Vater Heinrich Reilholz öfters, wenn er bewundernd seiner behenden Arbeit zusah. Desto düsterer wurde die Miene des Alten, wenn er Fränzel so ohnmächtig liegen sah. Dann brummte er vor sich hin: „Was soll s nor aus dem noch gewe?“ Die Frage beschäftigte die Mutter, die Wes Rathe, noch viel öfter und schmerzlicher, denn Fränzel war ihr ganzes Ebenbild und ihr Liebling. Sehr oft mußte sie mit Unlust, mit Schmerz, ja sogar mit einiger Erbitterung hören, wie ihre Aeltesten — der Gottlieb, der Hannes und der Karl —, von denen schon zwei verheiratet waren, sich über die Schwäche ihres Bruders lustig machten, der nach der Meinung der Brüder verhätschelt, verzogen war. „Schmachtlappe“, „Nammesehnche“ und dergl. anderes waren die gewöhnlichen Spitznamen bei irgendwelchen Aeußerungen seiner Schwäche. Dem Beispiel der älteren folgte auch Gustav. Wenn

sich Fränzel dieses nicht gefallen lassen wollte, da er dem 10-jährigen Gustav noch gut überlegen war, so fand letzterer gewöhnlich bei einem der älteren Brüder Schutz. Diese Lage ihres Lieblings war der Wes Rathe schon lange unerträglich, und deshalb begann sie nun mit großem Nachdruck über die Zukunft Fränzels zu sprechen. Diese Gespräche wurden gewöhnlich während der langen Herbstabende hinter den langen Bettvorhängen geführt. Wenn im Herbst alles eingeerntet war, auch sogar schon „Kraut, Aerbuse un Aepel ingemacht“ waren, gab es sonst keine großen Schlagarbeiten mehr, so daß die Familie abends früh zu Bette ging.

Eines Abends, als die Wes Rathe nach der gewöhnlichen Abendarbeit — dem „Flöhe“ — unter die warme Decke geschlüpft war, sagte sie zu ihrem Alten: „Horch emol, du, des kann atwer net mehr so weitergehe.“

„Was?“

„No ja, du sehest jo selwert, daß dem Fränzel die Bauerscharweite zu schwer falle. Der Jung is jeh schon 14 Johr, un quält un quält sich, un hot nix drvun wie n Spott. Wann du nor als emol e bißche ins Mittel greife läst.“

„No ja, was kann urn do mache, der muß es etwe gewehnt werre, alt genug is r drzu.“ —

„Ach mit dei Gespräch! Nimm doch n Fedderstiel un twersch gewehnt, du bist jo noch älter.“ —

„No was n Vergleich!“

„Des Kind muß was anneres lerne, daß r sich sa Brot emol leichter verdiene kann“ — platzte sie endlich den Gedanken gerade heraus, der sie schon so lange beschäftigte.

„Wa-as? Was anneres lerne?“ — Verdruht hob sich Better Heinrich auf den Ellenbogen und vergaß sogar, sich wieder niederzulegen. —

„No leg dich nor un kreisch net so, du brauchst s ganze Haus net noch mol uf die Spitz zu stelle.“

Dieser Gedanke hätte bei dem im Denken etwas schwerfälligen Heinrich Keilholz nie aufkommen können. Als Kernbauern — der Lieblingsausdruck des Alten — hatten die Keilholze ihre eigenen Ueberlieferungen. Als Kernbauern galten die Familien, die außer ihrem Duschland noch eine „Utschas“ von einigen hundert Dessj. hatten. Auf diesem Lande quälte sich die Familie — außer den Alten — mit Hilfe einiger „Johrsch- oder Monatsknechte“ und mit 30 — 40 Pferden ab. In der Familie mußte Unterordnung und Disziplin herrschen. Erst vor zwei Jahren hatte der Fünfundfünfziger von seinem achtzigjährigen Vater einige Hiebe mit dem krummen Stock bekommen, weil er die Wahl als Obervorsteher angenommen hatte und deswegen der Wirtschaft nicht vorstehen konnte. Alle diese Eigenschaften gehörten zur Bestimmung der Kernbauernfamilie. Es war etwas noch nie Erlebtes, daß ein Abstamm aus solcher Familie die Bauerei verlassen hätte, um ein Handwerk zu erlernen oder sonst einen anderen Beruf zu wählen, denn alle Beschäftigungen außer der Bauerei waren doch nur „brotlose Künste“.

Der ganze Kernbauerstolz des Alten bäumte sich gegen diesen Vorschlag auf. Nach einer kurzen Pause, während der sein Hirn eine sehr ungewöhnliche Denkübung durchgemacht hatte, sprach er vor sich hin, als ob er auch gleichzeitig auf seine eigenen Gedanken antworte: „Des passiert mir nor net! Des wär dr erschte Keilholz, wu aus die Wirtschaft ging.“ Und mit einer besonderen Leidenschaft fügte er noch hinzu:

„Schäfteläfer sin se all minanner — die Schuster, Schreiver, Prikaschiter un wie se sin!“

Und nach diesem Kraftausdruck drehte er sich mit dem Rücken nach seiner Alten, als ob er ihr zu verstehen geben wollte, daß er die Unterhaltung als beendet ansehe. Wes Kathe

versuchte noch einmal, das Gespräch zu erneuern, indem sie die kurze Frage hintwarf:

„No un dr Pastor?“ —

„Der hot aach s Brot net über Nacht“, war die barsche Antwort Better Heinrichs schon mehr zur Wand; und dann war er nicht mehr zur Fortsetzung des Gesprächs zu bewegen.

Die Familie der Wes Kathe, obzwar sie eine der reichsten im Dorfe war (ihr Bruder besaß 5 vollständige Bauernwirtschaften, die er für den Fall seines Todes für die Söhne vorbereitet hatte), hatte andere Familienüberlieferungen. Ihr Vater war ursprünglich ein Mittelbauer, der sein gutes Auskommen hatte. Ihn betraf das Glück, daß sein ältester Sohn Martin sehr begabt war und sich besonders in Sachen verschiedener Handelsgeschäfte bei einem Millionär hervortrat, so daß ihn letzterer endlich als Schwiegersohn aufnahm. Von dieser Zeit an hob sich der Wohlstand der Familie, der mit der Bauernwirtschaft keinen fühlbaren Zusammenhang hatte. Die Familienglieder achteten keine Mittel zur Bereicherung zu gering. Zwei Nefen der Wes Kathe hatten außer der großen Bauerei noch einen Handel, der alle Nachbardörfer beherrschte, ein Bruder von ihr betrieb überhaupt keine Bauerei, sondern beschäftigte sich ausschließlich damit, daß er an einzelne Wirte oder an ganze Gemeinden Geld verlieh, für das er meist Land in Verfaß und große Prozente nahm usw. usw. Auch Wes Kathe konnte deshalb den Großbauernstolz ihres Mannes nicht verstehen, der geringschätzig auf alle andere Beschäftigungen herabblifte.

Seit diesem Spätherbstabend entwickelte sich ein verzweifeltes Wortgefecht zwischen den beiden Alten. Noch nie während der 33 Jahre ihres Zusammenlebens war sie auf solch hartnäckigen Widerstand ihres Mannes gestoßen. Deshalb suchte sie jede Gelegenheit wahrzunehmen, um ihren Alten von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Und diese Gelegenheit bot sich zum Bedauern des Hausvaters nur allzuoft. Allabendlich mußte er die hartnäckigsten Angriffe hinter den hohen Vorhängen aushalten. Eigentlich fand er keine richtige Erwiderung gegen die Beweisführung seiner kleinen vedegewandten Frau, die von einem böszungigen Nachbar: „des klaane Fraache mit die groß Jung“ genannt wurde. Er sah selbst ein, daß Fränzel für die Bauerei

nichts taucht, daß für ihn irgend eine Möglichkeit zum leichteren Lebenserwerb gefunden werden müsse. Wes Rathe hatte den Vorschlag gemacht, ihn als Prikaschik lernen zu lassen, und verteidigte ihren Standpunkt mit großer Zungenfertigkeit. Alle Anstürme seiner Frau mußte er schweigend über sich ergehen lassen, nur die kurzen Stoßseufzer, die sich von Zeit zu Zeit seiner Brust entzogen, legten Zeugnis davon ab, daß in seinem Dachstübchen ein ganz ungewöhnlicher Prozeß vor sich ging. In seinem Gedächtnis tauchte die Erinnerung an alle seine Einkaufsfahrten zu den reichen Verwandten seiner Frau (Nachkommen ihres ältesten Bruders) auf, die in der Stadt große Handelsgeschäfte mit 15 — 20, ja bis 30 „Prikaschiks“ hatten. Das Leben der „Prikaschiker“ war dort auch nicht vom besten; sie mußten 12 — 14 Stunden im Handelsladen auf den Beinen zubringen, und ihre Belohnung dafür war ein dürftiges Auskommen bei kleiner Familie.

Noch einmal versuchte er, den Plan seiner Frau zu vereiteln. Eines Abends, als die gewöhnliche Abendunterhaltung wieder begann, sagte er:

„No mit deine Prikaschiker. Gud doch emol, wann mir aansache Bauere bei Martins komme, was die Prikaschiker do vore Krassiß mache misse. Die misse uns die War raus-suche, abmesse un aach noch ins Hars brenge. Un so n ewiger Lackei vor anner Lait willst du dort großziehe.“

„Naa, des will ich gar net“ — war die Antwort, „ich will net hun, daß der sei Lebtag Prikaschik bleitwe soll.“

Heinrich Reilholz war beinahe 60 Jahre lang in Unterwürfigkeit und Unterordnung unter fremden Willen erzogen worden, und deshalb fiel es ihm sehr schwer, seinen Willen gegen seine mehr selbständige Ghehälfte durchzusetzen, die schon lange Zeit vor dem Tode ihres Schwiegervaters den weiblichen Teil der Wirtschaft soweit selbständig geführt hatte, wie es sich überhaupt für die Frau gehört, selbständig zu wirtschaften.

Von all diesem Ringen und Kämpfen hatte Fränzel keine Ahnung. Er fühlte sich im Winter immer besser als im Sommer. Seine Arbeit bestand darin, daß er den älteren Brüdern und den Knechten bei dem Füt-

tern des Viehes und beim Stallmisten behilflich war. Aber auch an dieser Arbeit brauchte er in diesem Winter nur geringen Anteil zu nehmen, denn er hatte das Vorbereiten zur „Lehr“ zur Ausrede. Der Schulmeister verlangte von den Schülern, die im Frühjahr „aus dr Schul gehe“, eine ungeheure Menge auswendig gelernter Lieder, Sprüche, biblischer Geschichten usw. Außerdem ließ er durchblicken, daß der Paster fragen werde, aus wieviel Büchern die Bibel besteht, deren Reihenfolge, wieviel Kapitel in jedem Buch und sogar wieviel Verse in jedem Kapitel seien. Für die Fähigkeiten Fränzels war das natürlich nicht sehr beschwerlich; denn er hatte die Schlaueit und List seiner Mutter geerbt und wußte sich immer und überall aus der Verlegenheit zu helfen.

Wenn Fränzel bei der Arbeit beständig der letzte war, so war er in Gesellschaft von seinesgleichen immer einer der ersten und schlagfertigsten. Irgend jemand zum Narren zu halten, verschiedene Rätsel zu lösen, gruselige Geschichten zu erzählen — in allem war er Meister. Im Winter war er der große Held auf der Schleifbahn und am „Schlittchenberg“, im Sommer hingegen war er der Rotteführer beim Nesterzerstören und „Sauerampel-holen“ auf der Kronswiese, wobei ihn der Wiesentwächter niemals fangen konnte. Versammelte sich die männliche ledige Jugend irgendwo des Nachts, um einen Schabernack auszuführen, einen Keller auszuräumen oder sonst etwas zu veranstalten, so kam Fränzel bei all dem nicht zu kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Rätselleke.

1. Ich nenne dir mit L ein Tier
Im fernen Wüstenland;
Mit H ist's dir gewiß wie mir
Als Futter gut bekannt.
2. Es steht inmitten einer Stadt,
Der Stadt mit Namen Rom;
Auch außer andern Dingen hat
Inmitten es ein Dom.

Auflösung der Rätsel in Nr. 16: 1. Schafpelz, 2. rar, 3. Harz, Herz, 4. Pilz, Pelz.



A. Beder.

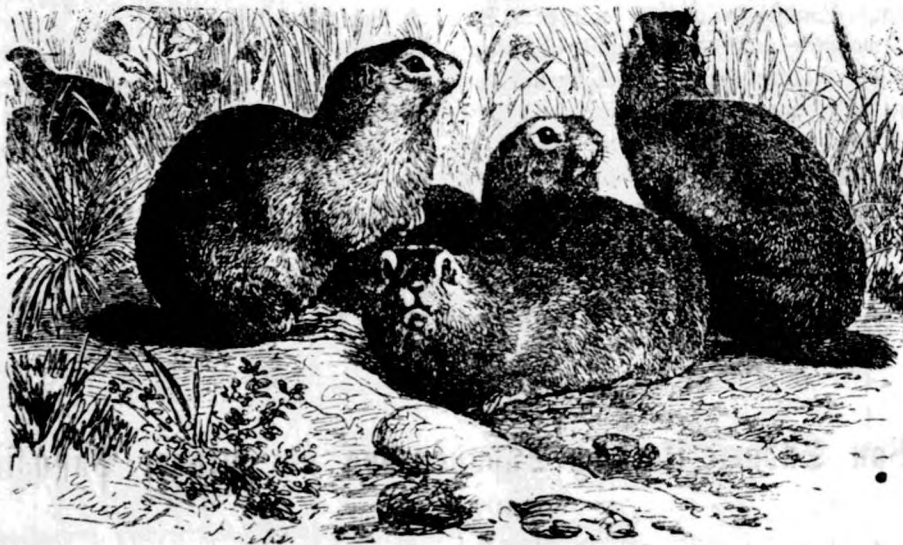
Naturbilder aus unserem Gebiet.

Die Zieselmaus.

Von Christoph Schneider.

In Nr. 15 „Unserer Wirtschaft“ hat Agonom Kling von den Zieselmäusen (Susliki) geschrieben. Alles Gesagte kann ich nur bekräftigen. Ja, die Zieselmaus war auf der Bergseite etwa 20—25

Auf Anordnung des Saratowschen deutschen Kontors mußten die Kolonisten bis 1000 Zieselmäuse auf die Familie vertilgen. Was nach dieser Anordnung getan wurde, ist unbekannt geblieben. Ob nun



Die Zieselmaus.

Jahre früher anzutreffen als auf der Wiesenseite. Ich kannte sie schon damals als Knabe. Auf die Bergseite sollen die genannten Tierchen aus dem Boronescher Gouvernment und aus dem Donischen Kosakenland eingewandert sein. Das war in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Alten haben früher erzählt, daß die Zieselmäuse vor 60 Jahren schon einmal dagewesen seien.

die Zieselmäuse infolge der starken Vertilgung oder durch die Pest oder durch eine andere Seuche vertilgt wurden, kurz, sie verschwanden spurlos und tauchten erst wieder, wie oben gesagt, in den sechziger Jahren hier auf.

Verordnungen des Kontors über die Vertilgung der Zieselmäuse habe ich im Anfang des laufenden Jahrhunderts in den Akten des Warenbur-

ger Kreisamtes vorgefunden. Bis 1850 war noch kein Samarasches Gouvernement; die ganze Umgegend gehörte zu Saratow.

Wie Agronom Kling sagt, nahm man die Zieselmäuse und den anfangs von ihnen angerichteten Schaden nicht sehr ernst. Aber der Schaden wurde immer größer, so daß man in den 70-er und 80-er Jahren an eine ernste Vertilgung gehen mußte; denn es schien, als wollten diese Tierchen die Menschen aus unsrer Gegend vertreiben. In meinem Knabenalter wurden im Flowlinischen Kreise jährlich einige Hunderttausende Zieselmäuse vernichtet, ohne daß man eine bedeutende Verminderung dieser Schädlinge bemerkte, und bei dem damaligen Duschsystem war an einen wirklichen Erfolg auch nicht zu denken; denn während sich manche Wirte unsäglich abplagten, die Schädlinge zu vertilgen (damals nur durch Wasser), taten auch viele nichts, entweder aus Faulheit oder auch aus dem Aberglauben, daß die Zieselmäuse von Gott geschickt seien, die Menschen zu plagen. Manche behaupteten mit Bestimmtheit, daß, wo man heute 100 Stück vertilge, morgen 1000 sein werden.

Guten Erfolg hatte man erst dann, als die Ländereien auf Landstücke verteilt wurden. Die Bauersleute wohnten nun den Sommer über auf ihrem Land, wo Mann, Hund und Katze mit den Zieselmäusen aufräumten, so daß diese bald verschwanden. Das war z. B. in Warenburg zu beobachten, wo ich zu jener Zeit wohnte. Nur in Preuß, dem Nachbardorf von Warenburg, trieben

sie ihr schlimmes Wesen weiter; denn dieses Dorf war bei der Lappenvirtschaft geblieben. Gegenwärtig hört man bei uns in Rukkus und in der Umgegend schon nicht mehr viel von diesen Schädlingen; denn die Bauern führen schon von selbst einen hartnäckigen Kampf mit ihnen, hauptsächlich mit Wasser. Der Suslik ist nicht mehr der unüberwindliche Feind der Landwirtschaft wie früher, als man noch glaubte, diese Plage sei von Gott. Dieser Glaube ist schon längst verschwunden. Selbst der weit und breit bekannt gewesene Bruder Ehlers predigte zuletzt die Vertilgung der Zieselmäuse. Dieser Mann erzählte mir auch folgende Geschichte: Ein Bauer in Straßburg, auch ein Betbruder, schwemmte Zieselmäuse aus den Böhern, wobei ihm eine solche davonlief, — der Mann ihr nach. Als das Tierchen kein Rettungsloch fand, worin es sich hätte verstecken können, und der schreckliche Verfolger schon ganz nahe bei ihm war, drehte es sich um, stellte sich auf die Hinterfüße, legte die Hände (d. h. die Vorderfüße) wie zum Gebet zusammen (das tun sie wirklich oft) und fing ein jämmerliches Schreien und Pfeifen an, als wolle es um Gnade bitten. Der Mann aber sprach also: „Ja, jetzt soll ich dich gehen lassen, aber von meiner Frucht hast du gefressen und wirst auch wieder davon fressen, wenn ich dich loslasse. Und meine Steuer, wirst du sie bezahlen, wenn ich dich gehen lasse? Und meine Kinder, wirst du ihnen Brot geben? — Nein, drum schlag' ich dich tot, du Schlemmer!“ Und er schlug es ohne Erbarmen tot.



Von Südamerika nach Südosteuropa als blinder Passagier.

Von B. Heim.

„Caramba, das verdammte Klettenzeug! Die ganze Wolle wird verfilzt!“ So wettete ein argentinischer Kolonist beim Eintreiben seiner Schafherde in den Pserch.

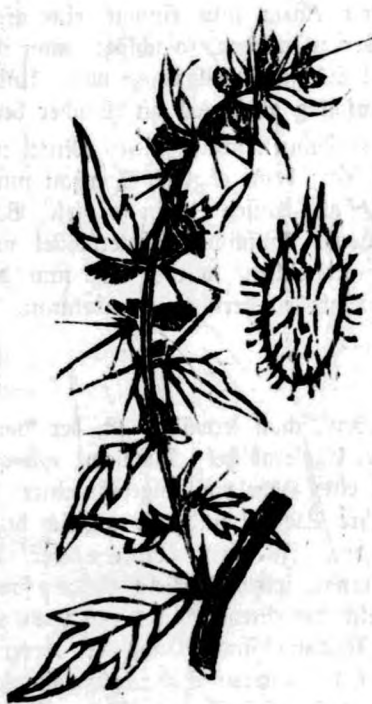
Still war's, und über die unübersehbaren Pampassteppen breitete die Nacht ihren Mantel aus. Hoch oben am Himmel funkelten Millionen Sterne, und das südliche Kreuz leuchtete wie die schönsten Brillanten. Der Mond sah ernst und stumm zur Erde nieder und überflutete die weite Ebene mit mattem Schimmer.

Brummend sah der Kolonist in seine Hütte. „Sicher werden die Wollkäufer den Preis der Wolle herunterdrücken, wenn sie die Kletten daran gewahr werden“, sagte er zu seiner dunkeläugigen, braungebrannten schwarzhaarigen Frau, die ihm gerade das Nachtmahl auf ein tischähnliches Gestell setzte. „Sicher“, erwiderte sie, „aber kannst du denn die Schafe nicht dahin treiben, wo weniger von diesem Zeug wächst?“

„Ach was“, sagte er, langte dabei nach der Feldflasche, setzte sie dann an den Mund und zog

so schmachend daran, als ob der feurige Trank ihm über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinweghelfen sollte. Nach dem Essen ließ er sich in einer Ecke seiner Hütte auf ein weiches Lager nieder, das aus Pampasgräsern bestand, und bald danach schlief der Schafbesitzer sorgenvoll in seiner Hütte ein.

Die Ursache seines Kummers war eine Korbblütlerpflanze, die Choleradistel (*Xanthium spinosum* L.), die in großer Anzahl in den Pampassteppen wächst. Es ist ein böses Kraut, auch dann schon, wenn die Früchte noch nicht herangewachsen sind. Diese besitzen viele Kletten und hängen sich damit an die Menschen und die Tiere.



Die Choleradistel.

Den Kolonisten war dieses Kraut ganz besonders verhaßt, da der klettenartige Samen sich in den Pelz der Schafe hängte und die Wolle sehr oft in faustgroße unlösbare Knäuel zusammenfetzte.

Noch hing am nächsten Morgen der Tau in den Pampasgräsern und glänzte wie Perlen in den Sonnenstrahlen, als schon alle Angehörigen des Kolonisten emsig bei der Schaffschur waren.

Lautes Blöken durchzog die Luft. In das Blöken mischten sich kräftige Flüche und das leichte Knirschen der Schaffschere. Eine eigenartige Ausdünstung drang in die Nasen der Arbeitenden.

Nur mit großer Mühe überwand die Schaffschere jedesmal diejenige Stelle, an der sich die Kletten fest in die Schafswolle eingebissen hatten. Und da geschah es häufig, daß die Frauen an kraftvollen Ausdrücken nicht hinter den Männern zurückblieben. Es wurde immer heißer, und die Sonne zog die nebelartige Feuchtigkeit der Erde zu sich empor.

Bündelweise wurde die Wolle zur Hütte geschleppt und dort verpackt; denn der Käufer war schon da und hatte die ganze Partie angekauft.

Die Wolle wurde auf Wagen geladen und nach Buenos-Aires gebracht, wo sie in Schiffe verladen wurde, die nach Europa gingen.

Und mit der Schafswolle reiste auch als blinder Passagier der Samen der Choleradistel nach Europa, wo er als unbekannter Gast zum ersten Mal erschien.

In Europa wurde die südamerikanische Wolle gereinigt und gekragt und der erhaltene Schmutz auf die Felder gebracht. Das hatte der Samen der Choleradistel gerade nötig. Kaum war er auf die feuchte Erde gelangt, als er auch anfang, zu keimen und im Boden festen Fuß zu fassen, um bald als eine neue europäische Pflanze sein Köpfchen der alten Sonne entgegenzustrecken.

Wenn es auch hier in Europa nicht so passend war wie in der alten Heimat, so gedieh das junge Pflänzchen doch, ward groß und setzte Früchte an.

Doch auch in der neuen Heimat hatte der Samen seine alte ererbte Eigenschaft nicht verloren; auch hier benützte er hauptsächlich die Schafe als das geeignetste Verbreitungsmittel.

So trat die Choleradistel ihre Wanderung vom Westen Europas an, der ausgehenden Sonne entgegen. Langsam ging diesmal ihre Wanderung vonstatten, lange nicht so schnell wie über den Atlantischen Ozean, wo sie als blinder Passagier die weite Seereise mitmachte.

Jährlich kam sie ein gutes Stück vorwärts. Doch bis jetzt hatte sie noch keine Stelle gefunden, die ihr so passend erschienen wäre wie die alte Heimat. Sie wuchs ja und gedieh auch, aber sich einmal richtig zu verbreiten, wollte ihr nicht gelingen, so daß sie nur in einzelnen Pflanzenbeständen anzutreffen war.

So vergingen vielleicht einige Jahrhunderte, bis sie eine Stelle fand, die sie so recht an ihre einstige amerikanische Wohnstätte erinnerte.

Sie kam einst in eine große Ebene. Weit, unübersehbar weit dehnte sich die Steppe unseres Südostens aus. Heiße Sommenglut wie in Amerika und eire Freiheit, wie sie auch in Amerika nicht besser war, hatte sie gefunden. Hier war es wie zu Hause. Hier wollte sie bleiben. Nun fühlte sie sich wohl. Nun breitete sie sich aus und nahm das Land in ihren Besitz. Ganze Strecken

wird eine lange Geschichte erzählt. Es soll einmal einige „unreine“ Betbrüder gegeben haben, die aber, von ihrer Heiligkeit durchdrungen, selbst nichts von ihrer Unreinheit bemerkten.

Doch die Dorfjugend kam einmal hinter die heiligen Schliche dieser Brüder und setzte sie zur Auszeichnung mit bloßem Spiegel in die stachelige eingewanderte Amerikanerin.

Da soll sich nun die besondere Wandertätigkeit der Emigrantin erwiesen haben; denn man sagt, daß die Betbrüder damals kuriert worden wären.

Seit jener Zeit soll es in Stephan nur noch einen Betbruder geben, dessen gewichtiger Vollbart aber nicht durch Kletten verfilzt sei.

Wandelt einem nun einmal eine arge Lust an, Betbruder zu werden, so schlägt man ihm die Choleradistel als gute Heilpflanze vor. Und schon der gute Ratsschlag allein soll oft Wunder bewirken.

Bei den Frauen scheint dieses Mittel nicht so wirksam zu sein; denn obgleich Stephan nur einen Betbruder besitzt, haufen darin so viele Betschweftern, daß wohl kaum die Choleradistel noch als Heilpflanze ausreichen würde. Ob nun die Geschichte auf Wahrheit beruht, ist unbekannt.



Die Spitzklette.

befegte sie und ließ nur wenige Pflanzen in ihrer Nähe aufkommen. Ganz besonders gefielen ihr die Dörfer, und sie scheute sich nicht, die Dorfstraßen zu besetzen, wo sie heute eine allbekannte Pflanze ist. Der Boden spielt für sie keine Rolle, doch bevorzugt sie Schutthäuser und wächst meistens den Bäumen der Straßen entlang.

In unseren Kolonien gibt diese stachelige Amerikanerin zu Sprichwörtern Veranlassung, und man gab ihr bei uns eine eigenartige Bezeichnung. Man nennt sie z. B. in Stephan „Betbruderkraut“.

Schleierhaft ist die Entstehung dieser Benennung. Doch wie Sachkundige erzählen, ist sie den Betbrüdern zu verdanken.

Wenn man heute einen Einheimischen fragt, warum die Choleradistel Betbruderkraut heißt, so

Wie oben schon erwähnt ist, der botanische Name der Choleradistel *Xanthium spinosum* L. Sie erreicht eine Höhe von ungefähr einer halben Arschin. Ihre Stengel sind mit ungleich belappten Blättern besetzt. In den Winkeln der Blätter stehen drei lange, spitze Stacheln an den sonst kahlen Stengeln in einem Bündel zusammengefügt. In ihrer Färbung sind sie auf der oberen Seite grünlich, auf der unteren Seite weißwollig gezeichnet. Die Stacheln sowie der Stengel sind mit einem rotbraunen Schimmer überzogen. Sie ist eine einjährige Pflanze. Nach der Blütezeit, im Juli, entwickeln sich die länglichen Früchte, die mit kleinen Widerhaken besetzt sind.

Ihre Schwester, unsere einheimische Pflanze, die Spitzklette *Xanthium strumarium* L., russisch дурнишник, ist im allgemeinen der Choleradistel ähnlich, aber sie besitzt keine Stacheln.

Im Verlage der Zeitschrift:

„Unsere Wirtschaft“

er s c h i e n e n:

In deutscher Sprache:

**Bäume und Sträucher unserer
deutschen Wolgakolonien**

Von E. Meyer.

85 Seiten. Preis **60** Kop.,
mit Uebersendung **65** Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der
Wolgadeutschen und dessen
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm
der Funde und zwei paläontologischen
Tabellen.

Von Bergwerksingenieur A. Busik.

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

„Unsere Emigranten“

Von G. Dummier.

63 Seiten. Preis **25** Kop.
mit Uebersendung **30** Kop.

In russischer Sprache:

**Житняк и его культура на
Юго-Востоке Европейск. России.**

Состав. П. Н. Константинов.

66 страниц.

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

**Борьба с засухой по данным
Краснокутской опытн. станции.**

Состав. П. Н. Константинов.

71 страница.

Preis **50** Kop.
mit Uebersendung **55** Kop.

**Меннониты Кеппентальского
района Обл. немцев Поволжья
в бытовом и хоз. отношении.**

С 14 рисунк., одним планом и
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.

212 страниц.

Preis **2** Rbl.
mit Uebersendung **2** Rbl. **20** K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Вокровск, Коммунальный пер. 4.

2. Auflage. Egonstein.
Helders. M. Meyer

Die illustrierte Zeitschrift
„Unsere Wirtschaft“
(3. Jahrgang)

bietet ihren Lesern die verschiedensten Aufsätze über Wirtschaft, Landwirtschaft und Kooperation, sowie Wissenschaft, Kultur und Technik.

Alle Aufsätze sind allgemein verständlich gehalten und werden womöglich durch Bilder und Zeichnungen illustriert. Außerdem bringt die Zeitschrift Erzählungen, Gedichte, Rätsel und ähnliche Unterhaltungslektüre, sowie auch leichte Theaterstückchen für Erwachsene und Kinder.

In einem Jahr erhält der Leser 24 Nummern mit ungefähr 700 Seiten Textes. Jede Nummer enthält eine kostenlose Beilage:

„Naturbilder aus unserem Gebiet“

in denen die Pflanzen- und Tierwelt unseres Gebiets dem Leser vor Augen geführt wird.

Diese Beilage gibt im Laufe eines Jahres 96 Seiten Text und bildet einen fühlbaren

Beitrag zur Heimatkunde unseres Gebiets.

Außerdem erhalten diejenigen, die die Zeitschrift auf ein ganzes Jahr vorausbestellen als zweite kostenlose Beilage die Broschüre:

„Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen und dessen nächster Umgebung“
von Bergwerkgeningenieur A. Busik.

Der Bezugspreis der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ mit beiden kostenlosen Beilagen: „Naturbilder aus unserem Gebiet“ und für die Jahresbezieher „Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen“ beträgt

vierteljährlich 1 Rbl 25 Kop., für das ganze Jahr 5 Rbl.

Die Beilage „Zur Geologie“ wird versandt: Wenn der Jahresbetrag sofort eingesandt wird oder nach Einsendung des Bezugspreises für das zweite Halbjahr.

Demjenigen, der unserer Zeitschrift 5 neue Leser gewinnt, wird „Unsere Wirtschaft“ mit beiden Beilagen kostenlos zugesandt.

Bestellungen sind zu richten: An die Geschäftsführung der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“, Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.